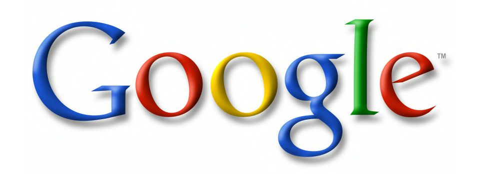
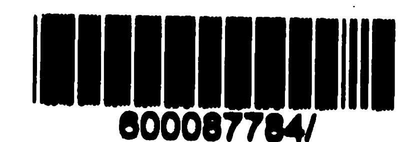
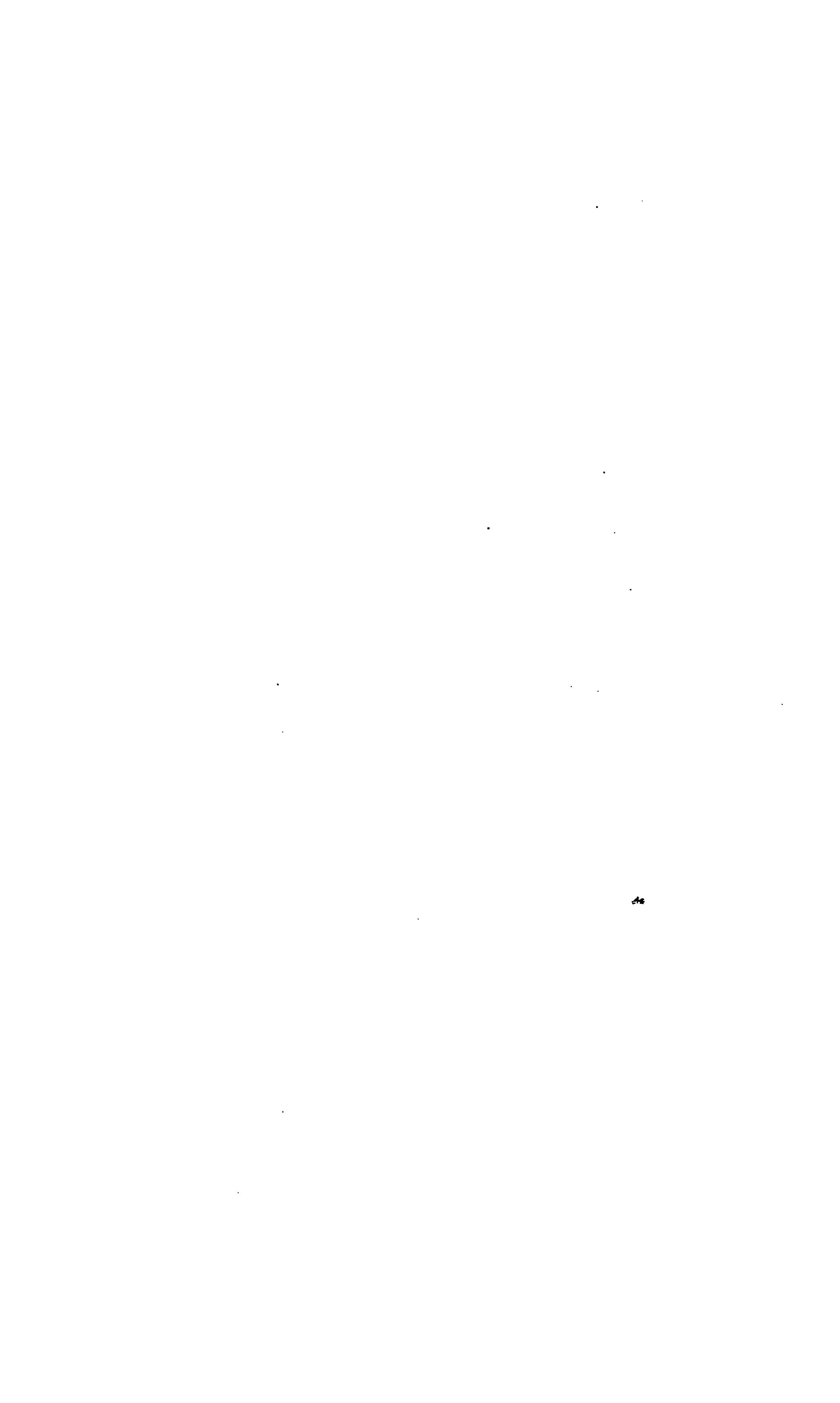














DER

URSPRUNG DER SPRACHE.

ÜBER DEN URSPRUNG DER SPRACHE

von

JACOB GRIMM.

GELESEN IN DER AKADEMIE AM 9. JANUAR 1851.

gr. 4. geh. Preis 15 Sgr.

DER
URSPRUNG DER SPRACHE,

IM ZUSAMMENHANGE MIT

DEN LETZTEN FRAGEN ALLES WISSENS.

EINE DARSTELLUNG DER ANSICHT WILHELM
v. HUMBOLDTS, VERGLICHEN MIT DENEN
HERDERS UND HAMANNS

VON

H. STEINTHAL, Dr.
PRIVATDOCENTEN FÜR SPRACHWISSENSCHAFT AN DER UNIVERSITÄT ZU BERLIN.

Πάντα θεῖα καὶ ἀνθρώπινα πάντα.
Hippokrates.

BERLIN,
FERD. DÜMMLER'S BUCHHANDLUNG.

1851.

Die Citate mit römischen Zahlzeichen verweisen auf Wilhelm v. Humboldts „Einleitung in die Kawi-Sprache.“ Um die Stellen in dem besondern Abdrucke „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues“ zu finden, hat man von der angegebenen Zahl 16 abzuziehen.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin, Grünstrafse 18.

Die Frage nach dem Ursprunge der Sprache ist neuerdings von dem tiefen Philosophen Schelling wieder angeregt und von dem Meister der historischen Grammatik Jacob Grimm zum Gegenstande einer akademischen Abhandlung gemacht worden — eine Frage, deren Wichtigkeit sich schon einfach aus der Thatsache entnehmen läſst, daſs bei den Griechen von Pythagoras an jedes philosophische System die Beantwortung derselben versuchte. Die Lösungen dieses Problems fielen aber sehr verschieden aus, und nur sehr unbestimmt lieſse sich der Streitpunkt durch die beiden Schlagwörter θέσει und φύσει angeben. Denn diese erhielten je nach der Eigenthümlichkeit der Weltanschauung jedes Systems auch eine ganz eigenthümliche Bedeutung, so daſs in der wechselnden Auffassung derselben sich die ganze Entwickelung der griechischen Philosophie abspiegelt.

Daſs aber die Griechen die wahrhafte Lösung nicht gefunden haben, geht aus einer andern Thatsache hervor, daſs nämlich dieselbe Frage im vorigen Jahrhunderte von neuem zu einem Kampfe Veranlassung gab. Während seit dem Wiedererwachen der Wissenschaften bis auf jene Zeit die Ansicht, die man aus dem Aristoteles las, die Sprache sei θέσει entstanden, so sehr die herrschende war, daſs man nicht mehr begriff, oder wenigstens nicht zu würdigen vermochte, was für die entgegenstehende Ansicht sprach: machte sich jetzt in tief fühlenden Gemüthern, indem man die hohe Bedeutung der

Sprache für menschliches, geistiges Wesen theils erkannte, theils ahnte, das Bedürfnifs geltend, die Sprache nicht als freie Menschenerfindung, sondern als höhern Ursprungs anzusehen — der menschlichen Spracherfindung setzte man eine göttliche Sprachschöpfung entgegen.

Wie lebhaft aber auch in jener Zeit der Kampf um die Weise der Entstehung der Sprache geführt wurde, es kam keine Ansicht zum Vorschein, die nicht schon einen hellenischen Vorkämpfer gefunden gehabt hätte. Selbst Herders Ansicht, welche auch von Grimm als zutreffend anerkannt wird, ist nur die stoische, während die seiner Vorgänger, besonders der französischen, die epikuräische ist, welche mehr einen thierischen als einen menschlichen Ursprung der Sprache annimmt. Der göttliche Ursprung war den Griechen nicht unbekannt, fand aber nur geringen Beifall und konnte erst neben der geoffenbarten Religion Anerkennung finden.

Wenn das abermalige Erwachen dieses Streites darauf hinweist, dafs die Griechen denselben nicht ausgefochten haben, so zeigt die Gleichheit der Fahnen, unter denen auch die Neuen wieder, wie die Alten, kämpften, dafs das Princip der neuen Geschichte, das neue Bewufstsein der Menschheit über sich selbst, damals noch nicht wissenschaftlich erfafst war. Darum war dieser wiederholte Kampf ohne eigenthümliches Ergebnifs und kann kein anderes Verdienst in Anspruch nehmen, als eine Frage angeregt zu haben, deren genügendere Lösung späterer Zeit vorbehalten bleiben sollte.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts brach plötzlich die wissenschaftliche Reformation aus, in welcher sich das Selbstbewufstsein der Menschheit in noch nicht dagewesener Tiefe wissenschaftlich begriff. Dieser Umschwung der wissenschaftlichen Anschauungsweise machte sich auch sogleich in der Philologie, und insbesondere in der Sprachwissenschaft, durch völlige Neugestaltung geltend. Ja, wenn auf den übrigen Gebieten des Wissens doch nur umgestaltet und fortentwickelt ward, so wurde die Sprachforschung erst in unserem Jahrhundert als Wissenschaft begründet. Dies gilt wenigstens un-

bedingt, wenn man, abgesehen von den Verdiensten der Philologen um die Syntax der griechischen und römischen Sprache, nur die Etymologie und die Metaphysik der Sprache berücksichtigt. Denn die Gründer der wissenschaftlichen Etymologie ist die hiesige Königl. Akademie der Wissenschaften so glücklich, zu ihren Mitgliedern zu zählen; und der Gründer der Metaphysik der Sprache, d. h. der Erforschung des Was, des Wesens oder des Begriffes der Sprache als dieser bestimmten Offenbarung des menschlichen Geistes im Allgemeinen, wie der Ergründung der besondern realen Principien, welche die Erscheinungsformen der einzelnen Sprachen bestimmen — der Gründer dieser in die Verhältnisse des menschlichen Geistes so allseitig und tief eingreifenden Disciplin war ihr verstorbenes Mitglied, Wilhelm von Humboldt.

So scheint denn, wenn die Frage nach dem Ursprunge der Sprachen heute wieder zum Gegenstande der Erörterung werden soll, nichts natürlicher und nothwendiger, als zuvor zu untersuchen, ob dies nach Wilhelm von Humboldts Auftreten noch nöthig oder vielleicht auch erst wahrhaft möglich geworden ist. Denn es läfst sich wohl schon nach dem ungefähren Ueberschlag obiger allgemein anerkannter Thatsachen vermuthen, dafs durch Humboldts Wirksamkeit für die Sprachwissenschaft auch jene Frage eine wesentlich veränderte Bedeutung erhalten habe. Nicht Herder, noch sonst ein Mann des vorigen Jahrhunderts, sondern Wilhelm von Humboldt ist der Boden, in welchem die Sprachwissenschaft Wurzeln zu schlagen, und von dem aus sie sich zu erheben hat.

Hiernach beabsichtige ich in gegenwärtigem Schriftchen, Humboldts Ansicht über den Ursprung der Sprache zu entwickeln und dann weiter zu zeigen, wie in seinem Sinne die Aufgabe rücksichtlich derselben sich gestalten, welche Richtung sie vorzeichnen, welches Bedürfnifs der Sprachwissenschaft ihre Lösung befriedigen würde. Man wird, hoffe ich, hierin keine Anmafsung in irgend welcher Weise finden, sondern lediglich die reine Absicht erkennen, so viel an mir ist, die Sprachwissenschaft, die ich liebe, zu fördern.

Wilhelm von Humboldt.

Wie die vorkantische Metaphysik Gott und die Seele unter der Kategorie des D i n g e s auffaſste, so daſs man ohne Scheu Gott eine *res cogitans* nannte, so sah man auch die Sprache als ein D i n g an, als ein v o r l i e g e n d e s M i t t e l zur Bezeichnung der Vorstellungen. So konnte oder muſste man natürlich fragen, wo kommt das Ding her? wer hat das Ding, die Sprache, gemacht? Und hatte man einmal so gefragt, wie natürlich, daſs die Antwort lautete: wer alle Dinge verfertigt hat, hat sich auch die Sprache gemacht, der Mensch, und er hat sie zur Befriedigung eines Bedürfnisses erfunden. Wenn Andere, z. B. Kratylos im gleichnamigen platonischen Dialoge, behaupten, die Wörter seien *φύσει*, so soll damit nur gesagt sein, die Namen seien bezeichnend gegeben, die Sprache sei also ein zweckmäſsig und gut eingerichtetes Ding, ein zur Erkenntniſs und Belehrung geeignetes Mittel. Wenn Andere die Sprache auf Gott zurückführten, so hatten sie darum keine tiefere Ansicht von dem Wesen und der Bedeutung der Sprache. Sie schätzten die Künstlichkeit der Sprache höher und meinten, ein so kunstvoll zusammengesetztes Ding könne kein Mensch geschaffen haben; etwa wie einige Rabbinen behaupteten, die erste Zange müsse nothwendig den Menschen von Gott gegeben sein; denn wie hätte sich der Mensch ohne Zange je eine solche schmieden können?

Daſs diese Betrachtung der Sprache als eines Dinges keine Sprachwissenschaft aufkommen lieſse, sah Humboldt

klar, und so lautet sein erster Satz dahin (S. LV. LVII.): die Sprache ist kein fertiges ruhendes Ding, sondern etwas in jedem Augenblicke Werdendes, Entstehendes und Vergehendes; sie ist nicht sowohl ein todtes Erzeugtes, als eine fortwährend thätige Erzeugung, kein Werk, *ergon*, sondern eine Wirksamkeit, *energeia* — kurz Sprache ist nur Sprechen. Will man den Ausdruck scharf nehmen, so läſst sich wohl sagen: es gibt keine Sprache, so wenig wie es Geist gibt; aber der Mensch spricht, und der Mensch wirkt geistig. Humboldt konnte sich den Geist nicht anders, denn als geistige Thätigkeit denken, und die Sprache ist ihm die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Ausdrucke des Gedankens zu machen.

Hiermit ist nun auch schon der andere Punkt ausgesprochen, die Einheit von Geist und Sprache (S. XXIV. XXVI.). Denn ist der Geist bloſs Thätigkeit, und liegt auch die Sprache eigentlich in dem Acte ihres wirklichen Hervorbringens durch den Geist, so ist sie eben nur die auf Sprache gerichtete geistige Thätigkeit des Menschen. Sprache ist ein Artbegriff des Gattungsbegriffes Geist, wie der Begriff Rose im Umfange des Begriffes Blume liegt. Sprechen und Denken sind also nicht identisch, so wenig wie Lilie und Rose; aber Sprache und Geist sind es, so gewiſs, wie Lilie und Blume.

Nach dieser Rücksicht hatte man vor Humboldt in doppelter Weise gefehlt. Einerseits hatte man die Identität von Geist und Sprache übersehen, indem man letztere als ein fertiges Ding, ein gegebenes Mittel, das nur seiner Anwendung harre, ansah. Andererseits aber verfiel man in den Fehler, Sprechen und Denken für identisch zu halten und sich statt einer Grammatik die Logik gefallen zu lassen. Und wie viele Irrthümer waren hiermit verknüpft! Wenn man überhaupt noch so reden darf! denn diese falsche Identität von Sprechen und Denken muſste noch mehr als jener erste Fehler die Sprachwissenschaft ganz unmöglich machen, da sie nicht bloſs den Gegenstand der letztern in einem trüben Lichte

zeigte, sondern die Aufmerksamkeit des Forschers ganz von der eigentlichen Sache, der Sprache, der Grammatik, ab- und einem fremdartigen Gegenstande, dem Gedankeninhalte, der Metaphysik und Logik zuwandte.

Was nun insbesondere wieder die Frage nach dem Ursprunge der Sprache betrifft, so mufste auch sie durch diesen zweiten Irrthum der vorhumboldtschen Sprachwissenschaft noch mehr von ihrer wahren Richtung abgelenkt werden, als durch den ersten. Denn bei der vermeintlichen Selbigkeit von Denken und Sprechen verschwand letzteres im ersteren so sehr, dafs für das Eigenthum der Sprache blofs noch der Laut, die bare Aeufserlichkeit, übrig erschien. So konnte man nur fragen, woher es denn komme, dafs der Mensch mit seinen Vorstellungen und Gedanken Laute verbindet, durch welche er jene äufsern, mittheilen kann. Und wie konnte die Antwort anders lauten, als: der vielerfinderische Mensch habe zum Behufe des Verkehrs auch die Sprache erfunden? Die aber, welche die Sprache von Gott herleiten, sind von diesem Irrthume nicht frei. Sie meinen aber, die Verbindung der Laute mit den Gedanken sei älter, als die Entwicklung der Erfindsamkeit des Menschen, werde nothwendig von dieser vorausgesetzt und sei doch so künstlich, dafs sie eine gröfsere Erfindungskraft erfordert hätte, als deren selbst heute noch der Mensch sich rühmen könne. Ohne Sprache sei keine menschliche Vernunft möglich, also kann die Vernunft nicht vor der Sprache gewesen sein, sie gebildet haben.

Durch die erwähnten zwei Punkte, nämlich durch die Auffassung der Sprache als blofs lebendiges, gegenwärtiges Sprechen und durch Feststellung ihrer Identität mit dem Geiste, ist die Grundanschauung der neuen Sprachforschung durch Humboldt gewonnen. Indem es aber hier nicht unsere Aufgabe ist, alle die sich mit Nothwendigkeit ergebenden Folgen jener Vordersätze darzustellen, wollen wir uns sogleich darnach umsehen, welche Gestalt und Bedeutung jetzt die Frage nach dem Ursprunge der Sprachen erhalten hat.

Sobald die Sprache nicht mehr als daseiendes Material,

sondern als Spracherzeugung angesehen wird, kann man nicht fragen, woher das Material? vielmehr ist es der Ursprung der Sprache im Geiste, ihr Zusammenhang mit der gesammten Geistesthätigkeit, worauf jetzt das Interesse geht. Woher die Sprache? wird gefragt; Antwort: Sprache ist Sprechen, Spracherzeugung, also bloſse Thätigkeit, welche frei in der Tiefe des menschlichen Gemüths entspringt. Der Gesang der Nachtigall hat seinen Ursprung in ihrer Brust; auch der Mensch, sagt Humboldt (S. LXXVI.), ist ein singendes Geschöpf, aber Gedanken mit den Tönen verbindend.

Diese Ansicht steht für Humboldt so fest, daſs er der Frage, ob der Mensch die Sprache hervorgebracht habe, vor allem den Satz entgegenstellt: die Sprache ist überhaupt nicht erschaffen, sondern bricht weit mehr selbstthätig aus der innersten Natur des Menschen hervor, in dem Grade, daſs, wenn nach dem Verhältnisse und Zusammenhange zwischen den Sprachen und den National-Geistern gefragt wird, die intellectuelle Eigenthümlichkeit der Völker ebensowohl wie sie als Ursache der Sprache angesehen werden kann, auch im Gegentheile nur für ihre Wirkung zu halten wäre (S. XLVIII.). Mit Hervorhebung dessen, was in dem Worte Ursprung eigentlich ausgedrückt liegt, könnte man sagen, weil die Sprache ihr Dasein ihrem Ursprunge verdankt, darum ist sie unerschaffen; und sie erspringt in jedem Augenblicke neu und ewig jung.

Dieser Satz von dem selbstthätigen ewigen Hervorspringen der Sprache aus dem Geiste hat für die Sprachwissenschaft dieselbe Bedeutung, welche für die neuere Philosophie der Cartesianische Ausspruch *cogito ergo sum* erlangt hat.

Er drückt Humboldts tiefe Anschauung von der Natur der Sprache aus. Indem er aber von Humboldt weiter verfolgt wird, mit Rücksicht auf die vorliegenden Thatsachen sowohl, als auch auf die metaphysische Erkenntniſs vom Wesen des Geistes überhaupt, erfährt er noch nähere Bestimmungen und Beschränkungen.

Erstens: die geistige Thätigkeit ist kein Tanz, dafs sie vorüberginge ohne etwas Bleibendes zurückzulassen; sie ist vielmehr zeugend, schaffend. Und so ist auch die Sprachthätigkeit des Geistes derartig, dafs durch sie bleibende Sprachgebilde hervorgebracht werden, dafs Wörter und Wortformen entstehen. Diese Lautgebilde sind zwar einer fortdauernden Veränderung unterworfen, doch nicht mehr als alle Dinge der Erde, als Thiere und Pflanzen, ja nicht mehr als das harte Urgebirge. Es gibt Gesprochenes, abgesehen von dem jedesmaligen Sprechen (S. LXXVII ff.); es gibt einen Vorrath von Wörtern und ein begränztes System von Regeln, diesen daliegenden Wortschatz zu benutzen. Darum kann man auch eine fremde Sprache erlernen. Es ist ganz richtig, dafs Wörterbuch und Sprachlehre nicht die Sprache, sondern etwas durchaus Todtes sind, dafs sie erst im gegenwärtigen Sprechen und nur für den Augenblick der Rede Wirklichkeit und wahres Leben erlangen; — es ist auch richtig, dafs die niedergeschriebene Rede etwas Todtes ist, das der Leser durch seine eigene Sprachthätigkeit zu beleben hat; — es ist endlich richtig, dafs selbst todte Sprachen in dem Augenblicke, wo wir sie lesen oder uns ihrer bedienen, wirklich von uns einen belebenden Hauch erhalten; aber es ist ebenso unläugbar, dafs ein Unterschied stattfindet, ob ein solcher Wortvorrath und ein durch feste Regeln bestimmtes Verfahren diese Wörter zu benutzen schon vorhanden, durch früheres Sprechen schon geschaffen ist, oder nicht; — ob ein Wort zum allerersten Male aus einem menschlichen Munde ertönt, oder ob es nur wiederholt erzeugt wird; — kurz es ist ein Unterschied zwischen ursprünglicher Spracherzeugung und fortdauernder Wiedererzeugung.

Ist also auch die Sprache nie als Ding aufzufassen, sondern als Thätigkeit, so ist sie doch, so weit menschliches Wissen in das Alterthum zurückreicht, immer durch einen schon gebildeten Sprachstoff bedingt, immer nur Wiedererzeugung und Umgestaltung, nicht ursprüngliche Sprachschöpfung; und gerade diese letztere nur wird unter Ursprung der

Sprache verstanden. Die Sprache hat seit undenklichen Zeiten ein gewisses Dasein, unabhängig von dem jedesmaligen Sprechen, wenn sie auch nur in letzterm Leben hat. Und nähme man auch Sprache noch so eng als blofses Sprach-Erzeugen, so fragen wir, wie fing dies Sprach-Erzeugen an? wie entsprang es?

Die Auffassung der Sprache also als blofse Thätigkeit kann nicht abhalten, nach den Umständen, unter denen diese Thätigkeit zuerst hervorbrach, d. h. nach ihrem Ursprunge zu fragen.

Zweitens: so wenig die Sprache in geschichtlicher Zeit reines Erzeugen, sondern immer schon durch vorhandene Sprache bedingtes ist, eben so wenig kann sie reine, unbedingte Selbstthätigkeit sein; sonst könnte es nur eine Sprache geben, nicht viele unterschiedene Sprachen. Unterschied entsteht, wenn eine und dieselbe Kraft unter verschiedenen Umständen wirkt. Diese Umstände sind bei der Wirkung eben so wohl schöpferisch als die Kraft selbst. Man mag es unangemessen finden, die Sprache als ein eigentliches Werk und als eine Schöpfung der Völker zu betrachten; denn man mag ihr eine derartige Selbstthätigkeit zugestehen, dafs sie nicht ein Erzeugnifs geistiger Thätigkeit, sondern eine Emanation des Geistes zu nennen wäre; so haben sie aber doch nur unter den Völkern sich entwickelt. Die wirklichen Sprachen haben mit dem Auftreten der Völker begonnen und haben ihre bestimmte Gestalt, ihre Beschränkungen, nur durch die Völker selbst, und je nach ihrer Geisteseigenthümlichkeit, erhalten. Humboldt selbst bemerkt dies (S. XXI. vgl. S. LIII.) und fügt hinzu: „Es ist kein leeres Wortspiel, wenn man die Sprache als in Selbstthätigkeit nur aus sich entspringend und göttlich frei, die Sprachen aber als gebunden und von den Nationen, welchen sie angehören, abhängig darstellt.“ Nun denn, wenn es kein leeres Wortspiel sein soll, wie ist dies Räthsel zu lösen? Wie wird das göttlich Freie gebunden von den Nationen? und wie kann, was der Mensch zu binden im Stande ist, göttlich frei sein? Ist sie nicht ein

Werk der Völker, sondern, wie Humboldt selbst sagt, eine ihnen zugefallene Gabe, wie kann man dann noch behaupten, sie gehöre der Menschheit an?

Humboldt hat sich also bei der Betrachtung der Sprache einen doppelten Widerspruch, der aus ihrer Natur folgt, vorgehalten: erstlich, die Sprache ist bloſs Sprach-Erzeugen und hat dennoch auch ein ruhendes Dasein; zweitens, sie ist abhängig von den Völkern, von den äuſserlichen und inneren Verhältnissen derselben; die Verschiedenheit der Volksgeister ist der Grund, das reale Erklärungsprincip der Verschiedenheit der Sprachen — und dennoch ist sie nicht einmal ein Werk der Nationen, ist rein selbstthätig. Insofern aber letzteres der Fall ist, liegt die Sprache jenseits des Menschen, stammt aus Uebermenschlichem.

Diese mit Nothwendigkeit aus dem Wesen der Sprache sich ergebenden Widersprüche lösen, heiſst den Ursprung der Sprache erklären. Wer sich jene nicht klar gemacht hat, wird diesen nie begreifen. Wer behauptet, die Sprache ist entweder menschlich oder göttlich und sich für eins entscheidet, spricht in vorhumboldtscher Weise. Die Sprache ist menschlich und übermenschlich zugleich; denn sie ist in sich frei entspringend und doch an die beschränkte Natur des menschlichen Geistes, wie er in dem bestimmten Volke liegt, gebunden.

Humboldt hat, indem er das Wesen der Sprache tiefer ergründete als alle seine Vorgänger, die Frage nach ihrem Ursprunge nicht erleichtert, sondern erschwert. Er hat aber den Ursprung mit dem Wesen identificirt und das Woher in das Was verwandelt.

So ist Humboldts Fragestellung. Wie lautet seine Antwort? wie hat er die obigen Widersprüche gelöst? In seinem ernsten, aufrichtigen Streben nach wahrhafter Erkenntniſs hat er die Schwierigkeiten nie zu umgehen gesucht, hat sich nie verblenden lassen, den durch eine Wortspielerei verdeckten Widerspruch für gelöst zu halten; sondern suchte ihn auf in seiner ganzen Schärfe und in seiner Allseitigkeit. Dies ist

in Wahrheit der einzige Weg, ihn wirklich zu lösen. So blieb Humboldt, was zunächst den ersten der beiden angegebenen Widersprüche betrifft, nicht bei der Form, in der er sogleich erschien, stehen, sondern fand ihn noch in einer andern, noch tiefer in das Wesen des Menschen eingreifenden Weise. Es ist nicht bloſs in geschichtlicher Zeit dem Menschen und dem redenden Geschlechte ihre Sprache etwas Gegebenes, ein ihnen fremdes Object, das sie aber dennoch wieder nur im Denken aus sich selbst erzeugen müssen, da ja selbst das Sprechenlernen der Kinder nicht ein Zumessen von Wörtern, Niederlegen im Gedächtniſs und Wiedernachlallen mit den Lippen, sondern die Entwicklung der ihnen inwohnenden Sprachkraft ist; die Sprache ist nicht bloſs heute für uns sowohl fest als auch flüssig, sowohl unserer Seele fremd als angehörig, von ihr unabhängig und abhängig; auch ist dieser Widerstreit nicht so zu lösen, als wäre die Sprache zum Theil das eine, zum Theil das andere, da sie vielmehr in der That gerade insofern objectiv und auf uns wirkend, als sie subjectiv und von uns gewirkt ist: — sondern im allerersten Sprechen schon gehört das Wort nicht bloſs dem Redenden, sondern auch dem Hörenden und Verstehenden.

Es ist nicht bloſs ein Widerspruch zwischen der Gegenwart des Sprechens und dem vergangenen todtliegenden Gesprochenen oder der gewordenen Sprache; sondern ganz derselbe herrscht in noch tieferer Weise zwischen dem Einzelnen und der gesammten Gesellschaft, dem Volke, dem er angehört. Diese letztere Weise oder Form begründet die erstere: weil der einzelne Mensch seinem Geschlechte, seinen Zeitgenossen gegenübersteht, darum steht er auch der ganzen Vergangenheit seines Geschlechts gegenüber. Nur der Einzelne spricht, und dennoch gehört die Sprache nie dem Einzelnen, sondern der Gesammtheit; und eben darum ist die Sprache nur gegenwärtig und dennoch Erzeugniſs der vergangenen Jahrtausende. Abgesehen also davon, daſs die Sprache nur sehr bedingungsweise ein Werk der Nation heiſsen kann, erzeugt sich hier noch einmal ein Widerspruch, daſs die Sprache so-

wohl nur der Nation, als auch nur dem *Einzelnen* angehört; und zwar gilt dies nicht bloſs in der geschichtlichen Zeit, sondern auch in der ursprünglichsten Sprachschöpfung; denn dieser Widerstreit liegt ebenfalls in dem Wesen der Sprache selbst und ist da, so wie gesprochen wird. Dies ist der Widerstreit von *Sprechen und Verstehen*.

Dies ist wieder ein groſses Verdienst Humboldts, daſs er zeigte, wie Sprechen und Verstehen immer zusammengehören, daſs es relative Begriffe sind; und die Frage: *wie entsteht die Sprache?* fällt zusammen mit der anderen: *wie ist Verständniſs möglich?* Insofern die Sprache dem Volke gehört, ist Verständniſs gegeben; aber sie gehört eben so wohl nur dem Individuum an, und so ist Verständniſs unmöglich.

Wer es noch nicht gewuſst hat, um welche Probleme es sich in der Metaphysik der Sprache handelt, der wird es jetzt wissen; es sind die drei letzten aller menschlichen Fragen: wie steht es um den Gegensatz von *Tod und Leben*, *Allgemeinen und Einzelnen*, *Menschlichem und Uebermenschlichem*.

Wir beginnen mit den beiden ersten Widersprüchen. Zunächst also zugestanden, die Sprachen seien menschliche Schöpfungen, so sind sie, obwohl Schöpfungen der ganzen Nationen, dennoch Selbstschöpfungen der Individuen (S. L.), oder in der andern Form: sie sind todte Werke der Vergangenheit und doch bloſs lebendige Thätigkeit. Die Lösung dieser Gegensätze findet Humboldt in der *Einheit der menschlichen Natur* (S. LXXIX.). Weil in allen Einzelnen, welche zur Gesammtheit eines Volkes gehören, eine und dieselbe eigenthümliche Beschränktheit des menschlichen Wesens liegt, weil sie alle an einer und derselben geistigen Substanz Theil haben, weil sie alle von einer gemeinsamen Ideenmasse durchdrungen sind, darum schwindet zwischen ihnen der Gegensatz von Subject und Object. Wegen der Gleichheit des einen Einzelgeistes mit allen übrigen seines Volkes, sind ihm die anderen nicht fremde Objecte; sondern, weil in diesen dasselbe ist, was in ihm, so kann man sagen, er sei in ihnen und sie

in ihm; und was aus ihnen geflossen ist, was ihr Geist geschaffen hat, ist eben so wohl aus ihm geflossen, von seinem Geiste geschaffen. Und so ist die vorliegende Sprache, obwohl der Thatsache nach von ihm unabhängig, ihm fremd, Object, doch im Wesen sein Eigen, weil der Geist, von dem sie abhängig, subjectiv gewirkt war, auch in ihm lebt. Er kann jeden Augenblick der gegebenen todten Sprache seines Volkes das dieser Sprache eigenthümliche Leben geben, weil dasselbe Leben in ihm selbst weht, und er ihr also nur seinen eigenen Othem einzuhauchen braucht. Und eben daher rührt das Verständnifs (S. L.). Die Sprache gehört dem allgemeinen Ich; und weil jeder in seinem besondern Ich das allgemeine trägt, spricht und versteht er seine Sprache.

Denn wegen der gleichen geistigen Substanz in den Einzelnen, welche Gleichheit man sich in der ursprünglichen Zeit der ersten Menschen als durchaus vollständig denken darf und mufs, welche aber auch heute mehr und weniger vorhanden ist, spricht der Sprechende aus dem Geiste des Hörenden, und der Hörende hört mit oder in dem Geiste des Sprechenden — dies ist gegenseitiges Verständnifs. Es reicht in der That nicht weiter als die Gleichheit des Gedankenstoffes in den Einzelgeistern; und die stufenweise Verschiedenheit der Bildung, wie die Verschiedenheit der Richtung der Ideen, welche beide durch das so mannigfach bewegte Leben unserer Zeit so grofs geworden sind, erzeugen fortdauernd Mifsverständnisse und hindern zwischen gewissen Seiten jede Verständigung. Weil aber ursprünglich die Gleichheit der menschlichen Geister eine absolute gewesen sein mufs, so widerstand dem Verständnisse durchaus nichts. Jedoch auch heute noch ist es wahr, was Humboldt bemerkt (S. LXX.), Sprechen heifse sein besonderes Denken an das allgemeine anknüpfen.

Wir nannten oben Sprechen und Verstehen relative Begriffe. Dies sind sie in der That vollständig; und wie die Bezeichnungen positiv und negativ nach entgegengesetzten Gesichtspunkten auch ihre Stellung gegen einander umtauschen können, so dafs jetzt dieselbe Strecke Weges als posi-

tiv angesehen werden kann, die man vorher als negativ annahm, weil sie eben nur den Gegensatz überhaupt ausdrükken: ebenso ist Sprechen an sich selbst Verstehen, und umgekehrt. Der Sprechende, indem er spricht, versteht den Hörenden; denn er spricht so, wie der andere an seiner Statt es gethan haben würde; er sucht im Geiste des Andern die Wörter, deren er sich bedienen will. Und der Verstehende spricht das Wort, das er hört, indem er es hört, nach; vernehmen und nachsprechen ist dieselbe That.

So fällt nun auch, wie der Gegensatz von Subjectivität und Objectivität, der von Activität und Passivität weg. Der Sprechende erscheint zunächst als activ; aber er wird durch die gegebene Sprache und den Hörenden bestimmt und beschränkt; also sind vielmehr diese activ, und er passiv. Aber was ihn bestimmt, kommt aus „menschlicher mit ihm innerlich zusammenhängender Natur;“ also bestimmt er bloſs sich selbst. Und ebenso der Hörende.

Blicken wir jetzt auf die Frage nach dem Ursprunge der Sprache, so folgt aus dem Entwickelten, daſs wir zu ihrer Beantwortung weder historischer Berichte, noch leerer Hypothesen bedürfen, sondern bloſs unser eigenes Wesen zu erforschen, in die Tiefe unseres Geistes zu steigen haben, um hier den ewigen Ursprung der Sprache aufzufinden; denn wie sie in uns entspringt, so geschah es von dem Augenblicke an, wo der Mensch den Erdboden betrat, sei es daſs ein Paar oder mehrere, zugleich und an einem Orte oder an verschiedenen Orten und Zeiten entstand.

Das hat Humboldt klar erkannt und dargelegt. Er ist aber noch nicht fertig. Er fragte weiter: sind jene Widersprüche gelöst in der Einheit der menschlichen Natur, wie ist dann die äuſsere Geschiedenheit innerlich zusammenhängender Individuen denkbar?

Auf diese Frage antwortet Humboldt: Vieles, vorzüglich aber die Sprache beweist uns, daſs die Geschiedenheit der Individuen nicht wesentlich ist, daſs es in Wahrheit keine geschiedene Individuen gibt; daſs vielmehr die Individualität,

d. h. die äufsere Spaltung in Einzelne, nur die Erscheinungsform des menschlichen Geistes sei, nur bedingtes Dasein habe[1]), also über sich hinausweise auf einen Punkt, wo die Individuen als wahrhaft identisch zu fassen sind, und wo auch die Sprache ihren Quell hat. Ist nun aber Individualität das Princip des menschlichen Daseins, so führt uns die Sprache, indem sie über jene hinausführt, auch zugleich über die Menschheit hinaus.

Wir haben diese Auflösung der beiden ersten Widersprüche mit der Voraussetzung begonnen, die Sprache sei eine menschliche Schöpfung; und nun zeigt sich, dafs die Lösung der Widersprüche diese Voraussetzung vernichtet und einen jenseits des Menschen liegenden Ursprung der Sprache, wie der Menschen selbst, anzunehmen zwingt.

Dies führt auf den letzten Widerspruch zwischen menschlichem und übermenschlichem Ursprunge der Sprache — er bleibt von Humboldt ungelöst. Der Ausweg aber, den er nimmt, ist folgender. Er kann zum Behufe der Sprachforschung nicht ablassen von dem Satze, dafs die Geisteseigenthümlichkeit der Nationen Grund und Erklärungsprincip des verschiedenen Baues und Charakters der Sprachen sind. Insofern erklärt er die Sprachen für menschlichen, nicht göttlichen Ursprungs. Wenn nun aber die Sprache mindestens eben so sehr den Nationalgeist erst schafft, als sie von ihm geschaffen wird, auch aus den Individuen, wenn sie als wirklich aufser einander existirend angesehen würden, nicht begriffen werden kann, überhaupt endlich mit Recht als etwas Höheres erscheint, als dafs sie für ein menschliches Werk gleich andern Geisteserzeugnissen gelten könnte, so nimmt Humboldt an, dafs der Geist und die Sprache sich neben einander entwickeln, aber harmonisch und sich aufs innigste mit einander verschmelzend. Beide aber, Sprache und Geist, haben ihren gemeinsamen Ursprung dort, wo auch die indivi-

---

[1]) S. XLVI.: „dafs die geschiedene Individualität überhaupt nur eine Erscheinung bedingten Daseins geistiger Wesen ist.“

duellen Geister ihren Zusammenhang haben, im eigentlichen und wahren Wesen des menschlichen Geistes, aus welchem alle geistigen Erscheinungen stammen (S. LIII. LIV.).

Wir stoſsen also hier auf einen eigenthümlichen Dualismus bei Humboldt. Wir nannten ihn oben den Cartesius der Sprachwissenschaft, weil er ihren Grundsatz feststellte, wie dieser den der Philosophie. Wir finden jetzt eine weitere Analogie im Dualismus beider, trotz der von beiden angestrebten Einheit. Cartesius hält Körper und Seele für zwei besondere Substanzen, die beide von Gott geschaffen sind; an sich absolut von einander verschieden, werden sie nur durch Gott vermittelt, der als dritter auſserhalb ihrer ist. Bei Humboldt verhalten sich Geist und Sprache gewissermaſsen wie Seele und Körper, die aus einem Dritten stammen. Diesen dritten Quellpunkt der Sprache und des Geistes legt zwar Humboldt nicht auſserhalb des Menschen; sondern er soll erst das wahre Wesen des menschlichen Geistes sein und im Menschen liegen. Insofern bliebe die Sprache menschlichen Ursprungs. Aber wie soll im Menschen über seinem Geiste noch einmal sein Geist als der Quell des erstern sein? Dieser, das unergründliche Wesen des menschlichen Geistes, kann nur jenseits des Menschen, in Gott liegen. Nur durchaus gewaltsam kann Humboldt den menschlichen Ursprung der Sprache festhalten, weil dies für die praktische Erforschung der einzelnen Sprachen, wie für die Erklärung des Verständnisses unter den Individuen allerdings unerläſslich ist (S. LIV.), wenn man nicht auf ein fortwährendes Eingreifen und Vermitteln Gottes (ein Cartesianisches *systema assistentiae*) zurückkommen will. Humboldt erklärt diesen Punkt in den allerbestimmtesten und gehäuftesten Ausdrücken für dem Menschen unbegreiflich. So geräth aber Humboldt schlieſslich in den Widerspruch von Theorie und Praxis[1]). — Sprache und Intellectualität zeigen eine mit einander aufs vollständigste harmonirende Organisation. Diese Harmonie wird durch Wechsel-

---

[1]) Vergl. hierüber unsere »Classification der Sprachen« S. 20.

wirkung beider erhalten und verstärkt, aber nicht erzeugt; sondern sie ist dadurch gegeben, dafs beide einem gemeinsamen Quell entspringen, von dessen Charakter sie beide gezeichnet werden. Dieser Quell, der Theorie ganz und gar unzugänglich, wird von der Praxis postulirt.

Ist nun hier in Humboldts Entwicklung ein Bruch, so wollen wir, um fester vorschreiten zu können, sogleich versuchen, den Zusammenhang herzustellen.

Wir schmeicheln uns, dies zunächst in einer Weise thun zu können, von der wir die berechtigte Hoffnung hegen dürfen, dafs er sie gebilligt haben würde: weil wir dabei ganz analog dem Verfahren, welches er in einem ähnlichen Falle anwendet, zu Werke gehen. Wie er nämlich das gegenseitige Verständnifs der Individuen und den Gegensatz des Sprechenden zur gewordenen Sprache durch die Einheit der menschlichen Natur erklärt, so gehen wir weiter und heben den Widerspruch des göttlichen und menschlichen Ursprungs durch die Einheit des menschlichen und göttlichen Geistes. Es ist hiermit in Wahrheit nicht einmal mehr geschehen, als Humboldt selbst schon gethan hat. Denn die Einheit der in der Erscheinung getrennten Individuen hat ihn ja schon über die menschliche Natur hinaus zum einheitlichen Urquell alles Geistes, zu Gott, geführt. Ganz parallel also seinen eigenen Worten (S. LXXIX.): „Was aus dem stammt, welches eigentlich mit mir Eins ist, darin gehen die Begriffe des Subjects und Objects, der Abhängigkeit und Unabhängigkeit in einander über. Die Sprache gehört mir an, weil ich sie so hervorbringe, als ich thue; und da der Grund hiervon zugleich in dem Sprechen und Gesprochenhaben aller Menschengeschlechter liegt, so ist es die Sprache selbst, von der ich dabei Einschränkung erfahre. Allein was mich in ihr beschränkt und bestimmt, ist in sie aus menschlicher, mit mir innerlich zusammenhängender Natur gekommen, und das Fremde

in ihr ist daher dies nur für meine augenblicklich individuelle, nicht meine ursprünglich wahre Natur“ — ganz parallel diesen Worten Humboldts, durch welche er die Freiheit des Sprechenden der Macht der Sprache gegenüber festhält, dürfen wir sagen: die Sprache gehört dem Menschen an, weil er sie so hervorbringt als er thut; und da der Grund hiervon zugleich in Gott liegt, so ist es Gott selbst, von dem er dabei Einschränkung erfährt. Allein was ihn hier beschränkt, kommt aus geistigem, mit ihm innerlich zusammenhängenden göttlichen Wesen, und das Fremde ist daher dies nur für seine augenblicklich beschränkte, nicht seine ursprünglich wahre Natur. — Diese Erklärung lag nahe, und doch hat sie Humboldt nicht gegeben; warum nicht? Vielleicht weil er sie nicht gewagt hat; weil mit ihr nicht blofs die Sprache, sondern auch alle Beschränktheit und Endlichkeit der Sprachen in Gott gesetzt wäre. Davor schreckte Humboldt zurück, und ehe er Gott anders denn als den absolut Schrankenlosen und durchaus Freien gefafst hätte, liefs er lieber diesen Punkt als dunkeln Fleck mit ehrfurchtsvoller Scheu vor dem Unendlichen liegen. Die Folgerechtigkeit seiner Ansichten hätte aber diesen Schlufs gefordert, und da es nichts nützt, vor Schlüssen zurückzubeben, so haben wir dies auszusprechen uns für berechtigt gehalten. Denn man erachte unsere Parallele nicht etwa darum für unpassend, weil die Individuen in gleicher Weise beschränkt sind, Gott und Mensch aber im Gegensatze zu einander stehen. Rücksichtlich der Sprache ist zwischen beiden Verhältnissen kein Unterschied: wie sie dem einen Individuum ebensowohl als dem Volke gehört, ganz in derselben Weise gehört sie ebensowohl dem Menschen als Gott. Man glaube eben darum auch nicht, Humboldt hätte den Widerspruch so lösen dürfen, dafs der Einzelne vom Volke in seiner Sprachschöpfung beschränkt, der Mensch von Gott aber zu ihr angeregt werde; weswegen man sagen müsse: dafs der Mensch überhaupt Sprache schafft, stammt von Gott, dafs er dies gerade in dieser beschränkten Form thut, stammt aus seiner Geisteseigenthümlichkeit. Denn diese rührt

vielmehr eben so sehr von der Sprache her, und Humboldt erkennt, dafs Sprache und Geist eines Volkes in ihrer gemeinsamen Eigenthümlichkeit übermenschlichen Ursprungs sind. Gerade dafs die Sprache eines Volkes so ist, wie sie ist, ihre eigenthümliche Form, könnte, sagt Humboldt, nur aus Gott als dem letzten tiefsten Grunde der Sprache begriffen werden (S. LIII.).

Wenn aber unsere Analogie zwischen Humboldt und Cartesius richtig ist, so haben wir für ersteren das zu thun, was Spinoza für letzteren gethan hat, und wir hoffen dies um so eher thun zu dürfen, als wir gerade dadurch der Vermischung göttlichen und menschlichen Wesens bei unserer Sprachbetrachtung am gründlichsten entgehen.

Wir behaupten daher in aller Strenge die Identität der Sprache und des Geistes, wozu Humboldt den Ansatz genommen hatte, derartig, dafs weder der Geist die Sprache, noch die Sprache den Geist schafft, sondern dafs sie beide zugleich entspringen, weil, indem die Sprache entsteht, eben der Geist es ist, der sich gebildet hat. Sprache ist nicht das Werk, sondern die Geburtsstätte des Geistes (s. unsere Classification S. 59. ff.), das eigentliche Werden des Menschen; d. h. indem Sprache wird, entsteht menschlicher Geist. Die erste Offenbarungs- und Wirkungsform des Geistes, die Form, in welcher er sich erwirkt, schafft, ist Sprache.

Die Frage nach dem Ursprunge der Sprache erhält jetzt die Geltung der psychologischen Aufgabe, die Entstehung des Geistes aus der Natur darzulegen. Welche Bedeutung hat Sprechen für die Vermenschlichung des Bewufstseins? wie bricht aus thierischer Stumpfheit menschliches Selbst, Persönlichkeit, hervor? was hat die Seele mit dem Worte gewonnen? welche Bedeutung hat die Sprache als Offenbarung des Geistes in der geistigen Welt? nach welchen psychologischen Gesetzen entsteht und wirkt sie? Das ist es, was uns mit dem Ursprunge der Sprache zu zeigen ist: der allseitige Zusammenhang des Sprechens mit den niedrigern und höhern Thätigkeiten des Geistes, der Einflufs der Sprache auf



die geistige Entwicklung des Menschen, auf die Bildung seiner Vorstellungen.

Hiermit ist die Frage nach dem Ursprunge der Sprache dem metaphysischen Kampfplatze entrückt und auf rein psychologischen Boden übergeführt. Die Sprache ist eben so sehr oder eben so wenig göttlich, als der endliche Geist des Menschen es ist. Der Sprachforscher als solcher hat an diesem Verhältnisse zwischen endlichem und unendlichem Geiste kein besonderes Interesse. Die allgemeine Metaphysik aber wird hierüber nie ins Klare kommen, wenn sie nicht auf die Ergebnisse der speciellen Wissenschaften hinhört; und darum wollen wir untersuchen, wie dem Sprachforscher von seinem beschränkten Gesichtspunkte aus jenes Verhältnifs erscheint, und wollen das Gefundene zum Besten der Metaphysik aussprechen. Dazu müssen wir in unserer Untersuchung weiterschreiten.

Bei der Entstehung der Sprache werden sich, wie bei jedem Werden, Absätze, Entwicklungsknoten, Perioden zeigen lassen. Der erste Laut ist noch kein Wort, und das Wort zeigt wieder Stufen der Bildung.

Wenn wir jetzt die Sprache als menschlich nehmen und die Frage, in wiefern sie göttlich ist, der Metaphysik zuweisen, so gehört doch unserer anthropologischen Sprachwissenschaft durchaus die Frage an, ob die Sprache aus der Natur oder dem Geiste des Menschen stamme. Bekanntlich hat Becker die Sprache als menschlich-organisches Naturprodukt mit vieler Folgerichtigkeit und höchst anerkennenswerthem Verdienst entwickelt. Ohne hier über die Wahrheit dieser Ansicht aburtheilen zu wollen, müssen wir doch bemerken, dafs er darin Unrecht hat, wenn er meint, seine Ansicht mit Humboldts Autorität unterstützen zu können. Denn wenn auch Humboldt die Sprache einen „unmittelbaren Aushauch eines organischen Wesens“ (Becker, Organism S. 12.) nennt, so werden, abgesehen von Humboldts Gesammtanschauung, welche durchaus die Sprache nicht als Natur-Organismus zu fassen erlaubt, jene Worte durch eine auffallend übereinstimmende

Parallelstelle, gerade wie um Beckers Mifsverständnifs zu verhüten, erläutert, indem er (S. LX.) die Sprache „einen geistigen Aushauch eines nationell individuellen Lebens" nennt. Die Sprache ist also nach Humboldt nicht wesentlich ein Organismus, sondern ein geistiges Individuum, welches allerdings wie der Mensch, das Volk selbst, eine natürliche Basis hat. Diese ist für die Sprache der Laut.

Rücksichtlich der Laute zeigt sich die Schwierigkeit, woher das Kind wisse, wie es die Sprachorgane gegen einander zu stellen hat, um den bestimmten gehörten Laut nachzusprechen. Wie viele Laute gewisser Sprachen, die in der unsrigen fehlen, lernen wir nie hervorbringen! Andere Laute würden viele nie aussprechen lernen, wenn man sie nicht auf die bestimmte Stellung der Organe genau aufmerksam machte. Das Kind aber lernt dies von selbst. Sollte dieser schon lange bemerkte Zusammenhang zwischen Ohr und Sprachwerkzeugen durch die von Johannes Müller entdeckte Mitempfindung und Mitbewegung der Nerven Licht empfangen? Sollten sich wohl in Rücksicht hierauf an Thieren, welche die Fähigkeit der Stimm-Nachahmung haben, beweisende Experimente anstellen lassen?

Wenn wir ferner auf die Bedeutung der Laute eingehen, so zeigt sich zunächst die Onomatopöie. Hier ist es aber auffallend, wie die Eindrücke des Gehörs auf die übrigen Sinneswahrnehmungen übertragen, wie besonders bestimmte Schall- und Lichterscheinungen mit derselben Wurzel bezeichnet werden. Sollte dieses Ineinanderspielen der Empfindungen nicht eine physiologische Grundlage haben? Wenn aber auch eine solche anzunehmen ist, noch mehr aber, wenn sie zurückzuweisen wäre, würde wohl der psychologische Mechanismus der Ideenassociation zur Erklärung herbeizuziehen sein.

Physiologie und Psychologie haben aber nur das embryonische, ideelle Werden der Sprache darzulegen. Es folgt die naturgeschichtliche Betrachtung, welche die wirklichen Sprachen über den ganzen Erdboden verbreitet vorfindet, als ein eigenthümliches Reich, wie es ein Pflanzen- und Thierreich

gibt. Jede Sprache zeigt einen eigenthümlichen Bau, wie jede Thier- und Pflanzenart, und es ist also die Verschiedenheit nach ihren wesentlichen Merkmalen zu beschreiben und zu ordnen; die Sprachen sind zu classificiren. Classification ist die zweite Bedeutung der Frage nach dem Ursprunge der Sprache.

Denn die Classification hat die Bestimmung, die verschiedenen Sprachformen der Erde darzustellen als die sich stufenweise bildende Verwirklichung des allgemeinen Sprachzweckes oder der Sprachidee. Sie stellt also, wenn man auch nicht sagen will, das embryonische, doch das vorhistorische, reale Werden der Sprache dar. Sie ist der eigentliche Kern und Mittelpunkt der Frage über den Ursprung der Sprache. Sie ist unmöglich ohne feste anthropologische Grundlage und ist selbst Grundlage aller weiteren wissenschaftlichen Aufgaben.

Um ihre hohe und umfassende Bedeutung zu erläutern, möge es genügen an einen Begriff zu erinnern, den, nachdem er längst geahnt worden ist, endlich ergriffen zu haben, Humboldts größtes Verdienst um die Sprachwissenschaft ist, wir meinen die innere Sprachform. Sie muſs streng von der logischen Form der Gedanken getrennt werden. Die Grammatiker, welche Denken und Sprechen für identisch halten, muſsten diese beiden Formen mit einander vermischen. Auf dieser Vermischung beruht das im Wesentlichen von den Stoikern herrührende Kategorienschema unserer Grammatik, dessen allgemeine, abstracte Betrachtung sich die philosophische Grammatik zur Aufgabe gestellt hat. Es wird zugleich behauptet, daſs diese Kategorien in allen Sprachen dieselben seien, die philosophische Grammatik daher für alle Sprachen gültig sei, ihrer aller Wesen ausdrücke. Wäre dies wahr, so wäre eine Classification der Sprachen entweder unmöglich oder doch nur unwesentlich. Denn sind die Kategorien aller Sprachen gleich, so kann die Sprachverschiedenheit, auf der die Classification beruht, nur die Aeuſserlichkeit betreffen. Der Begriff der innern Sprachform aber, abgesondert von der logischen Form, zerstört das logische Gebäude der philosophi-

schen Grammatik gänzlich und macht eine Classification nach inneren Kategorien möglich. Wegen dieser Wichtigkeit der innern Sprachform, und weil Humboldt selbst sie nicht streng genug bestimmt und abgesondert hat, möge es uns gestattet sein, folgende kurze Erläuterung ihres Wesens durch Hinweisung auf das analoge Verhältniſs in der Thierwelt zu geben.

Wir unterscheiden in der Thätigkeit des lebendigen Sprechens drei Factoren: 1) den Gedankeninhalt oder die Anschauungen, welche der Gegenstand der Mittheilung sind; 2) den Laut, die Verleiblichung des Gedankens; und 3) die innere Sprachform oder die bestimmte Weise dieser Verleiblichung. Jedes Kunstwerk enthält dieselben drei Elemente: diese Bildsäule ist Marmor, ist eine Frauengestalt mit Waage und Schwerdt und ist Darstellung der Gerechtigkeit. Dieselbe Dreifaltigkeit der Momente zeigt nun auch die Betrachtung des thierischen Lebens. Erstlich: die Anatomie entspricht der Laut- und Formenlehre; Verbum z. B. ist ein sprachlich-anatomischer Begriff, wie Lunge ein animalisch-anatomischer. Zweitens: die chemische Verwandlung des Blutes durch den Sauerstoff der Luft ist ein allgemeiner wissenschaftlicher Begriff. Ebenso ist Bewegung oder Werden oder Thätigkeit ein metaphysischer Begriff. Jener chemische Proceſs ist allen Thieren unentbehrlich; aber nicht alle haben Lungen: so hat jede Sprache Ausdrücke für Thätigkeiten; aber nicht jede hat Verba. Drittens aber: wenn die anatomischen Organe andere sind, so wird der allgemeine Begriff, die allgemeine Bedingung des thierischen Lebens in anderer physiologischer Form verwirklicht und erfüllt; also ist auch mit jeder verschiedenen Lautformungsweise eine verschiedene innere Sprachform verknüpft. Die Fliege athmet anders als das Säugethier, und der Frosch wieder anders; wie? das hat die Physiologie, gestützt auf die Anatomie, zu sehen. Ebenso: Wenn der Uramerikaner eine andere Weise der Wortabwandlung hat als der Europäer, so hat seine Sprache auch eine andere innere Form. Daſs er Ausdrücke für Thätig-

keiten hat, ist gleichgültig, weil von selbst verständlich; aber der Sprachforscher hat zu finden, welche innere Form sich hinter der Lautform der amerikanischen Sprachen verbirgt, und damit einen tiefen Blick zu thun in das Gedankenspiel, in den psychologischen Organismus der sie redenden Stämme.

Es bedarf, glauben wir, keines Weitern, um die Wichtigkeit einer von diesem Standpunkte aus unternommenen Classification zuzugestehen; denn sie betrifft nach dem Gesagten nicht bloſs die Sprachen, sondern die Volksgeister selbst.

Bevor wir jetzt weiter schreiten, wollen wir uns der Frage erinnern, welche uns die Metaphysik gestellt hat: woher stammen die verschiedenen Volksgeister und Sprachen in dieser ihrer Verschiedenheit und Beschränktheit? wie verhält sich die einzelne Sprache zur allgemeinen Sprachidee? Wir können diesen Fragen nicht damit entgangen sein, daſs wir Geist und Sprache als identisch nahmen. Wir haben damit die bei Humboldt zwiefältige Frage nur in eine verdichtet. Unsere Antwort ist aber nur die oben schon aus Humboldts Sätzen erschlossene mit einer Umkehrung der Subjecte: Die Sprachen gehören Gott an, weil er sie so hervorbringt als er thut; und da der Grund hiervon zugleich im Menschen liegt, so ist es der Mensch, von dem er dabei Einschränkung erfährt. Allein was ihn hier beschränkt, kommt aus geistigem, mit ihm innerlich zusammenhängenden Wesen, und das Fremde ist daher dies nur für seine abstract unendliche, nicht seine entwickelte wahre Natur. Das heiſst also in Wahrheit: dem wirklichen Gotte gehören die Sprachen alle ganz und gar und es ist in ihnen nichts ihm Fremdes. Wem diese Ausdrucksweise unangemessen scheint, dem sagen wir mit andern aber gleichbedeutenden Worten: die Sprachidee liegt in jeder Sprache, und jede stammt aus ihr, und es gibt in keiner etwas ihr Fremdes; und so ist sie jede Sprache und alle Sprachen in Einem.

Mit den Völkern treten die Sprachen endlich in das Reich

der Geschichte. Hier erfahren sie neue Umwandlungen, und zwar treffen diese die äufsere und innere Sprachform in verschiedener, ja entgegengesetzter Weise. Die Lautform, dieser äufsere Bau, ist in fortwährendem Verfall. Die innere Form bleibt hiervon nicht unberührt; was sie aber hierdurch für Abbruch erleidet, ersetzt sie, einmal von der Lautform unabhängiger, in sich selbständiger und freier geworden, vielfach durch eine eigene Entwicklung auf rein geistigem Boden. Dieser Punkt ist schon von Hrn. Jacob Grimm meisterhaft entwickelt und bedarf darum keiner weitern Ausführung.

Die letzte Aufgabe also, welche mit der Frage nach dem Ursprunge der Sprache gegeben ist, wäre die, die Gesetze der Geschichte der Sprachen aufzufinden; zu bestimmen, in welcher Weise die einheitlichen Sprachstämme sich in Familien und diese in Dialekte zerspalten, in welchem Verhältnisse das Gemeinsame, Ursprüngliche, zum Eigenthümlichen, neu Entwickelten steht; ob eine positive, wirkliche Ursprache für jeden Stamm und dann für jede Familie anzunehmen sei, oder inwiefern solche gemeinsame Ursprachen nur *δυνάμει* existirt haben mögen.

Bekannt ist die Auflösung der synthetischen Sprachen in analytische. Es wäre genau zu bestimmen, wie viel die letztern in ihrer äufsern und innern Form verlieren und gewinnen; wie sie sich besonders von den einsylbigen Sprachen unterscheiden.

Nicht die Geschichte irgend eines Sprachstammes wäre zu geben; sondern die Grundsätze, nach denen alle Sprachen sich entwickeln, müfsten dargestellt werden. Es wäre also zu prüfen, ob es wahr ist, dafs innerhalb jedes Stammes sich nur ein Verfallen des äufserlichen Sprachbaues zeigt. Ist dies auch rücksichtlich des indoeuropäischen Stammes anerkannt, so scheint von allen übrigen Sprachstämmen das Gegentheil wenigstens insofern statt zu haben, als die eine Familie einen reichern Formbau zeigt als die andere — einen Reichthum, den sie nicht ererbt, sondern, schon losgerissen vom gemeinsamen Stamme, sich eigens erworben hat, während die andere sich

mit dem Gute der Väter begnügt zu haben scheint. Oder es müfste nachgewiesen werden, dafs z. B. der Reichthum des Arabischen, nicht die Armuth des Chaldäischen, der ursprüngliche semitische Sprachbesitz sei. Dafs aber andererseits dieses Wachsthum des Sprachbaues mit einem gewissen Verfall Hand in Hand gehe und von ihm durchkreuzt werde, ist eben so gewifs; und noch gewisser ist, dafs selbst auf dieses Wachsen der Familie dann endlich doch der Verfall eintritt. Diese verschiedenen Verhältnisse von Steigen und Sinken wären allseitig zu erwägen, zu sondern und zu begründen.

Endlich wären die Gränzen zu bestimmen oder die Grade von Verschiedenheit und Gleichheit, durch welche ein Stamm, eine Familie und endlich eine Sprache als diese einheitliche Gruppe redender Individuen zusammengeschlossen werden.

Sehen wir noch, wie sich unsere Identität von Sprache und Geist von der Humboldtschen unterscheidet. Während Humboldt Denk- und Sprachkraft als gleichförmig individualisirt aus dem einigen Sein des menschlichen Geistes fliefsen läfst: nehmen wir Sprechen als dasselbe was der Geist ist, so dafs dieser durchaus nicht jenseits der Sprache liegt. In diesem Sinne ist uns zwar Denken und jede Thätigkeit des Geistes ebenso wie die Sprache der Geist selbst. Das Auszeichnende der Sprache liegt aber darin, dafs sie die erste unmittelbare That des Geistes, seine Selbstschöpfung ist, wonach jede andere erst möglich wird.

Herder.

Wir haben im Vorhergehenden den Sinn dargelegt, welchen uns die Frage nach dem Ursprunge der Sprache für die Gegenwart zu haben scheint. Wir sind hierbei von Humboldt ausgegangen nnd haben dessen Ansicht besonders scharf gegen die Anschauung vergangener Jahrhunderte in Gegensatz stellen wollen. Wir haben eben darum der vermittelnden Stellung Herders und Hamanns kaum gedacht und geben hier nachträglich eine ausführliche Darstellung der Ansichten dieser beiden hervorragenden Männer. Sie bezeichnen beide mehr eine Gährung als ein productives Wachsthum. Hamann kannte sein Wesen wohl, wenn er in sich eine geistige Verwandtschaft mit Bruno, dem Vorläufer des Cartesius und Spinoza fand.

Was Herder und Hamann von ihren Vorgängern scheidet, besteht, wie wir voraus bemerken wollen, darin, daſs sie die Sprache nicht mehr als bloſses Mittel zur Aeuſserung des Gedankens zu fassen streben, nicht als bloſse Handhabe des Gedächtnisses, nicht als Werkzeug zur Erkenntniſs (welches letztere Kratylos that); vielmehr sehen sie die Einheit der Sprache mit der Erkenntniſs selbst; sprechen ist ihnen erkennen. Hiermit nähern sie sich Humboldt. Indem es ihnen aber nicht gelungen ist, den Begriff der innern Sprachform zu finden, so fallen auch sie in den Fehler ihrer Zeit, in die falsche Identität von Denken und Sprechen; und so ist doch wieder Sprechen bloſses Tönen.

Wie Herder überhaupt seine Stellung in der Geschichte der Ideen dadurch erlangt, daſs in ihm zuerst der Begriff der Humanität lebhaft hervortritt, so ist auch seine „Abhandlung über den Ursprung der Sprache" viel bedeutender als was vor ihm über diesen Punkt gesagt wurde, und seine Schrift ist heute, obwohl der Geschichte anheimgefallen und nicht mehr von gegenwärtigem Interesse, doch immer noch mit Nutzen zu lesen, was von den gleichartigen Schriften seiner Vorgänger keineswegs gesagt werden kann. Während wir also letztere, ihrer Trivialität wegen mit Stillschweigen übergehen, wollen wir hier die Grundzüge der Herderschen Schrift darlegen. Die Vergleichung derselben mit dem Vorangeschickten, aus Humboldt Entwickelten, überlassen wir dem aufmerksamen Leser. Uebereinstimmungspunkte mit Ansichten der Alten werden wir kurz angeben, dann aber vorzüglich Hamanns gegnerische Bemerkungen folgen lassen.

Herder will die Möglichkeit der Spracherfindung durch den Menschen nachweisen und bespricht in zwei Theilen zuerst das Ob? dann das Wie?; oder die abstracte Möglichkeit und die Weise der Verwirklichung. Bei der Haltbarkeit oder Unhaltbarkeit dieser Scheidung wollen wir uns nicht aufhalten. Wir wollen aber Herder so viel wie möglich selbst reden lassen [1]):

(S. 3.): „Schon als Thier hat der Mensch Sprache. Alle heftigen und die heftigsten unter den heftigen, die schmerzhaften Empfindungen seines Körpers, alle starke Leidenschaften seiner Seele äuſsern sich unmittelbar in Geschrei, in Töne, in wilde unartikulirte Laute. Ein leidendes Thier sowohl als der Held Philoktet, wenn es der Schmerz anfället, wird wimmern! wird ächzen! und wäre es gleich verlassen, auf einer wüsten Insel, ohne Anblick, Spur und Hoffnung eines hülfreichen Nebengeschöpfes — Es ist, als obs freier athmete, indem es dem brennenden, geängstigten Hauche Luft giebt:

[1]) Ausgelassene Wörter deuten wir durch Punkte . . . an; die übrigen Zeichen sind von Herder selbst. Getrennte Stellen scheiden wir durch wiederholte Anführungszeichen; also durch ".—„

es ist, als obs einen Theil seines Schmerzes verseufzte, und aus dem leeren Luftraum wenigstens neue Kräfte zum Verschmerzen in sich zöge, indem es die tauben Winde mit Aechzen füllet. So wenig hat uns die Natur als abgesonderte Steinfelsen, als egoistische Monaden geschaffen! Selbst die feinsten Saiten des thierischen Gefühls, ... deren Klang und Anstrengung gar nicht von Willkür und langsamen Bedacht herrührt, ... sind in ihrem ganzen Spiele zu einer Aeufserung auf andere Geschöpfe gerichtet. Die geschlagene Saite thut ihre Naturpflicht: — sie klingt! sie ruft einer gleichfühlenden Echo; selbst wenn keine da ist, selbst wenn sie nicht hoffet und wartet, dafs ihr eine antworte." — (S. 5.) „Das war gleichsam der letzte, mütterliche Druck der bildenden Hand der Natur, dafs sie allen das Gesetz auf die Welt mitgab: empfinde nicht für dich allein; sondern dein Gefühl töne!" (S. 23.)„ Ton der Empfindung soll das sympathetische Geschöpf in denselben Ton versetzen!" (S. 6.) „Es gibt also eine Sprache der Empfindung, die unmittelbares Naturgesetz ist: — (S. 23.) das Naturgesetz einer empfindsamen Maschine."

Herder tadelt aber diejenigen, die aus dieser Sprache der Empfindung den Ursprung der menschlichen erklären wollen. (S. 24.): „Man bilde und verfeinere und organisire dies Geschrei, wie man wolle; wenn kein Verstand dazu kommt, diesen Ton mit Absicht zu brauchen, so sehe ich nicht, wie nach dem vorigen Naturgesetz je menschliche, willkürliche Sprache werde." Das wufsten auch Aristoteles und die Stoiker. Die Sprachstimme sei *μετὰ φαντασίας τινός*, sagt jener; *ἀπὸ διανοίας*, so drücken es diese aus.

(S. 31.): „Dafs der Mensch den Thieren an Stärke und Sicherheit des Instincts weit nachstehe, so dafs er das, was wir bei so vielen Thiergattungen angeborne Kunstfähigkeiten und Kunsttriebe nennen, gar nicht habe, ist gesichert; nur so wie die Erklärung dieser Kunsttriebe bisher misglückt ist, so hat auch die wahre Ursach von der Entbehrung dieser

Kunsttriebe in der menschlichen Natur noch nicht ins Licht gesetzt werden können."

(S. 32.): „Jedes Thier hat seinen Kreis, in den es von der Geburt an gehört, gleich eintritt, in dem es lebenslang bleibet und stirbt; nun ist es aber sonderbar, dafs je schärfer die Sinne der Thiere, und je wunderbarer ihre Kunstwerke sind, desto kleiner ist ihr Kreis: desto einartiger ist ihr Kunstwerk. Ich habe diesem Verhältnisse nachgespüret und ich finde überall eine wunderbare beobachtete umgekehrte Proportion zwischen der mindern Extension ihrer Bewegungen, Elemente, Nahrung, Erhaltung, Paarung, Erziehung, Gesellschaft und ihren Trieben und Künsten." Die Biene aufser den Zellen und aufser ihrem Bestimmungsgeschäft in diesen Zellen ist nichts; alle Kunst der Spinne ist in ihrem „engen Spinnraum verwebet; das ist ihre Welt!"

(S. 33.) „Gegentheils. Je vielfacher die Verrichtungen und Bestimmung der Thiere; je zerstreuter ihre Aufmerksamkeit auf mehrere Gegenstände, je unstäter ihre Lebensart, kurz je gröfser und vielfältiger ihre Sphäre ist; desto mehr sehen wir ihre Sinnlichkeit sich vertheilen und schwächen." — „Nach aller Wahrscheinlichkeit und Analogie lassen sich also alle Kunsttriebe und Kunstfähigkeiten aus den Vorstellungskräften der Thiere erklären, ohne dafs man blinde Determinationen annehmen darf." Wenn Sinne und Vorstellungen auf einen Punkt gerichtet sind, „und die ganze andere Welt für sie nichts ist, wie müssen sie durchdringen", wirken! und „was kann anders, als Instinkt daraus werden?"

Also (S. 34.): „Die Empfindsamkeit, Fähigkeiten und Kunsttriebe der Thiere nehmen an Stärke und Intensität zu, im umgekehrten Verhältnisse der Gröfse und Mannigfaltigkeit ihres Wirkungskreises. Nun aber — der Mensch hat keine so einförmige und enge Sphäre, wo nur eine Arbeit auf ihn warte: — eine Welt von Geschäften und Bestimmungen liegt um ihn — seine Sinne und Organisation sind nicht auf Eins

geschärft: er hat Sinne für alles und natürlich also für jedes Einzelne schwächere und stumpfere Sinne — seine Seelenkräfte sind über die Welt verbreitet; keine Richtung seiner Vorstellungen auf ein Eins: mithin kein Kunsttrieb, keine Kunstfertigkeit — und keine Thiersprache."

„Was ist doch das, was wir, aufser der vorher angeführten Lautbarkeit der empfindenden Maschine, bei einigen Gattungen Thiersprache nennen, anders, als ... ein dunkeles sinnliches Einverständnifs einer Thiergattung unter einander über ihre Bestimmung, im Kreise ihrer Würkung. Je kleiner also die Sphäre der Thiere ist: desto weniger haben sie Sprache nöthig. Je schärfer ihre Sinne, je mehr ihre Vorstellungen auf Eins gerichtet, je ziehender ihre Triebe sind; desto zusammengezogener ist das Einverständnifs ihrer etwaigen Schälle, Zeichen, Aeufserungen. — Es ist lebendiger Mechanismus, herrschender Instinkt, der da spricht und vernimmt. Wie wenig darf er sprechen, dafs er vernommen werde! Thiere von dem engsten Bezirke sind also sogar gehörlos[1]); sie sind für ihre Welt ganz Gefühl, oder Geruch, und Gesicht: ganz einförmiges Bild, einförmiger Zug, einförmiges Geschäfte; sie haben also wenig oder gar keine Sprache" — oder sehr viel Sprache, hätte Herder sagen sollen, wenn eben Thiersprache unmittelbares sinnliches Einverständnifs ist. Dieses ist freilich das Gegentheil von Sprache, welche durch Rede vermitteltes Einverständnifs ist. Der Begriff Thiersprache ist aber gar zu unbestimmt.

„Je gröfser aber der Kreis der Thiere, fährt Herder fort, je unterschiedener ihre Sinne — doch was soll ich wiederholen? mit dem Menschen ändert sich die Scene ganz. Was soll für seinen Würkungskreis, auch selbst im dürftigsten Zu-

[1]) Nur erst bei einigen Würmern findet sich das Gehörorgan; und auch unter den eigentlichen Gliederthieren ist es nicht allgemein. Obgleich die Spinnen zu hören scheinen, sind dennoch weder bei ihnen, noch bei den allermeisten Insecten Gehörorgane nachgewiesen. Unter den Mollusken dagegen sind sie sehr verbreitet. Vergl. Schmidt, Handbuch der vergleichenden Anatomie. 1849. St.

stande, die Sprache des redendsten, am vielfachsten tönenden Thieres?“ Und (S. 37.) „Welche Sprache (aufser der vorigen mechanischen) hat der Mensch so instinktmäfsig, als jede Thiergattung die ihrige in und nach ihrer Sphäre? — keine! Bei jedem Thiere ist seine Sprache eine Aeufserung so starker sinnlicher Vorstellungen, dafs diese zu Trieben werden: mithin ist Sprache, so wie Sinne und Vorstellungen und Triebe angeboren und dem Thier unmittelbar natürlich. Die Biene sumset, wie sie sauget; der Vogel singt, wie er nistet — aber wie spricht der Mensch von Natur? Gar nicht! so wie er wenig oder nichts durch völligen Instinct, als Thier thut. Ich nehme bei einem neugeborenen Kinde das Geschrei seiner empfindsamen Maschine aus; sonst ists stumm; es äufsert weder Vorstellungen noch Triebe durch Töne, wie doch jedes Thier in seiner Art; blofs unter Thiere gestellet, ists also das verwaisetste Kind der Natur ... Mit einer so zerstreuten geschwächten Sinnlichkeit, mit so unbestimmten, schlafenden Fähigkeiten, mit so getheilten und ermatteten Trieben geboren, offenbar auf tausend Bedürfnisse verwiesen, zu einem grofsen Kreise bestimmt — und doch so verwaiset und verlassen, dafs es selbst nicht mit einer Sprache begabt ist, seine Mängel zu äufsern — Nein! ein solcher Widerspruch ist nicht die Haushaltung der Natur.“ — (S. 39.) „Bei dem Menschen ist alles in dem gröfsten Mifsverhältnifs — Sinne und Bedürfnisse, Kräfte und Kreis der Würksamkeit, der auf ihn wartet, seine Organe und seine Sprache — Es mufs uns also ein gewisses Mittelglied fehlen, die so abstehende Glieder der Verhältnisse zu berechnen. — Fänden wirs, so wäre nach aller Analogie der Natur diese Schadloshaltung seine Eigenheit, der Charakter seines Geschlechts ... Naturgabe, ihm so wesentlich als den Thieren der Instinkt.

„Ja fänden wir eben in diesem Charakter die Ursache jener Mängel, in jener grofsen Entbehrung von Kunsttrieben den Keim zum Ersatze: so wäre diese Einstimmung ein genetischer Beweis, dafs hier die wahre Richtung der Menschheit liege, und dafs die Menschengattung über den

Thieren nicht an Stufen des Mehr oder Weniger stehe, sondern an Art. — Und fänden wir in diesem neugefundenen Charakter der Menschheit sogar den nothwendigen genetischen Grund zu Entstehung einer Sprache für diese neue Art Geschöpfe, wie wir in den Instincten der Thiere den unmittelbaren Grund zur Sprache für jede Gattung fanden; so sind wir ganz am Ziele. In dem Falle würde die Sprache dem Menschen so wesentlich, als — er ein Mensch ist."

Nun folgert Herder aus seinem oben ausgesprochenen Gesetze: daſs Freiheit der Thätigkeit und Umfang des Wirkungskreises im umgekehrten Verhältnisse stehen zur Stärke der Fähigkeiten und Kunsttriebe. Die menschlichen Sinne, als die schwächsten, sind eben darum die freiesten. „Eben weil sie nicht für einen Punkt sind, so sind sie allgemeinere Sinne der Welt." Weil die Vorstellungen des Menschen nicht auf ein einziges Werk ausschlieſslich gerichtet sind, bekommen sie weitere Aussichten. Der Mensch thut nicht Eins und unverbesserlich; „aber er hat freien Raum, sich an vielem zu üben, mithin sich immer zu verbessern. Jeder Gedanke ist nicht ein unmittelbares Werk der Natur, aber eben damit kanns sein eigen Werk werden." — Wenn der Instinct aus der Organisation der Sinne und dem Bezirk der Vorstellungen folgte, so bekommt der Mensch ohne diesen mehr Helle. „Da er auf keinen Punkt blind fällt und blind liegen bleibt: so wird er freistehend, kann sich eine Sphäre der Bespiegelung suchen, kann sich in sich bespiegeln. Nicht mehr eine unfehlbare Maschine in den Händen der Natur, wird er sich selbst Zweck und Ziel der Bearbeitung."

(S. 42.) „Man nenne diese ganze Disposition seiner Kräfte, wie man wolle, Verstand, Vernunft, Besinnung u. s. w. Wenn man diese Namen nicht für abgesonderte Kräfte oder für bloſse Stufenerhöhung der Thierkräfte annimmt: so gilts mir gleich. Es ist die ganze Einrichtung aller menschlichen Kräfte; die ganze Haushaltung seiner sinnlichen und erkennenden, seiner erkennenden und wollenden Natur; oder vielmehr es ist die einzige positive Kraft des Denkens, die mit einer

gewissen Organisation des Körpers verbunden bei den Menschen so Vernunft heifst, wie sie bei den Thieren Kunstfähigkeit wird: die bei ihm Freiheit heifst und bei den Thieren Instinct wird. Der Unterschied ist nicht in Stufen oder Zugabe von Kräften, sondern in einer ganz verschiedenartigen Richtung und Auswickelung aller Kräfte."

Herder protestirt weiter kräftig dagegen, wenn man sich die Vernunft „als eine neue, ganz abgetrennte Kraft in die Seele hineingedacht, die dem Menschen als eine Zugabe vor allen Thieren zu eigen geworden." „Alle Kräfte unserer und der Thierseelen sind nichts als metaphysische Abstractionen, Würkungen! sie werden abgetheilt, weil sie von unserm schwachen Geiste nicht auf einmal betrachtet werden konnten: ... überall aber würkt die ganze unabgetheilte Seele. Konnte ein Mensch je eine einzige Handlung thun, bei der er völlig wie ein Thier dachte: so ist er auch durchaus kein Mensch mehr." Mit dieser psychologischen Grundlage hat Herder in der That die Wolfische Psychologie vollständig gestürzt.

Für Herder ist also die Vernunft des Menschen, als Charakter seiner Gattung, „die gänzliche Bestimmung seiner denkenden Kraft im Verhältnifs seiner Sinnlichkeit und Triebe." Der Mensch ist ohne thierische Sinne und Triebe, durch welche er auf einen Punkt hingerissen würde; so wird er ein Geschöpf, „dessen positive Kraft sich in gröfserm Raume, nach feinerer Organisation, heller äufserte: das abgetrennt und frei nicht blofs erkennt, will und würkt, sondern auch weifs, dafs es erkenne, wolle und würke." Diese Disposition nennt Herder Besonnenheit. Ist nun diese keine besondere Kraft, sondern eine dem Menschen eigene Richtung aller Kräfte: „so mufs er sie im ersten Zustande haben, da er Mensch ist. Im ersten Gedanken des Kindes mufs sie sich zeigen, wie bei dem Insekt, dafs es Insekt war." Es ist im Kinde nicht etwa blofs leere Fähigkeit der Besonnenheit.

(S. 50.): „Setzet den Menschen, als das Wesen was er ist, mit dem Grade von Sinnlichkeit, und der Organisation ins Universum: von allen Seiten, durch alle Sinne strömt dies

in Empfindungen auf ihn los; durch menschliche Seele? auf menschliche Weise? So wird also, mit den Thieren verglichen, dies denkende Wesen weniger überströmt? Es hat Raum, seine Kraft freier zu äufsern, und dieses Verhältnifs heifst Vernunftmäfsigkeit — Wo ist da blofse Fähigkeit? Wo abgesonderte Vernunftkraft? Es ist die positive einzige Kraft der Seele, die in solcher Anlage würkt — mehr sinnlich, so weniger vernünftig: vernünftiger, so minder lebhaft: heller, so minder dunkel — das versteht sich ja alles! Aber der sinnlichste Zustand des Menschen war noch menschlich, und also würkte in ihm noch immer Besonnenheit, nur im minder merklichen Grade: und der am wenigsten sinnliche Zustand der Thiere war noch thierisch, und also würkte bei aller Klarheit ihrer Gedanken, nie Besonnenheit eines menschlichen Begriffs." (Vergl. unsern Aufsatz über „die Sprache der Taubstummen," Deutsches Museum von Prutz und Wolfsohn, Juni 1851.)

Besonnenheit und Sprache aber, fährt Herder fort, sind identisch. (S. 52.) „Der Mensch beweiset Reflexion (Besonnenheit), wenn die Kraft seiner Seele so frei würket, dafs sie in dem ganzen Ocean von Empfindungen, der sie durch alle Sinnen durchrauscht, eine Welle, wenn ich so sagen darf, absondern, sie anhalten, die Aufmerksamkeit auf sie richten, und sich bewufst sein kann, dafs sie aufmerke. Er beweiset Reflexion, wenn er aus dem ganzen schwebenden Traume der Bilder, die seine Sinne vorbeistreichen, sich in ein Moment des Wachens sammeln, auf einem Bilde freiwillig verweilen, es in helle ruhigere Obacht nehmen, und sich Merkmale absondern kann, dafs dies der Gegenstand und kein anderer sei. Er beweiset also Reflexion, wenn er nicht blofs alle Eigenschaften, lebhaft oder klar erkennen, sondern eine oder mehrere als unterscheidende Eigenschaften bei sich anerkennen kann." „Dies erste Merkmal der Besinnung war Wort der Seele! Mit ihm ist die menschliche Sprache erfunden." — Ein Beispiel. Der Mensch sieht ein Lamm. Er sieht es nicht, wie der hungrige, witternde Wolf, der brünstige Schafmann, sondern, „sobald er in die Bedürfnifs kommt,

das Schaf kennen zu lernen, so stört ihn kein Instinct, so reifst ihn kein Sinn auf dasselbe zu nahe hin, oder davon ab: es steht da, ganz wie es sich seinen Sinnen äufsert. Weifs, sanft, wollicht — seine besonnen sich übende Seele sucht ein Merkmal, das Schaf blöcket! sie hat ein Merkmal gefunden. Dies Blöcken, das ihr am stärksten Eindruck macht, das sich von allen andern Eigenschaften des Beschauens und Betastens losrifs, hervorsprang, am tiefsten eindrang, bleibt ihr. Das Schaf kommt wieder. Weifs, sanft wollicht — sie sieht, tastet, besinnet sich, sucht Merkmal — es blöckt und nun erkennt sies wieder! Ha! du bist das Blöckende! fühlt sie innerlich.“ „Der Schall des Blöckens von einer menschlichen Seele, als Kennzeichen des Schafs, wahrgenommen, ward, kraft dieser Bestimmung, Name des Schafs;“ „es war gefafstes Zeichen“ Wort. „Und was ist die ganze menschliche Sprache, als eine Sammlung solcher Worte?“

Dieser Triumph ist doch zu leicht errungen, als dafs er uns heute noch für einen wahren Triumph gelten könnte. Wir wollen Herder nicht darauf hinweisen, dafs die Sprache noch mehr ist als eine Sammlung solcher Worte. Aber Herder hat auch das Dilemma: ohne Vernunft keine Sprache und ohne Sprache keine Vernunft, nicht gelöst, „den Kreisel“ nicht angehalten. Schon das Kind hat Vernunft? Gut! Spricht es? Nein. Also wäre Vernunft vor der Sprache? Nein! Aber Vernunft und Sprache sind im Kinde, nur noch ungebraucht, unentwickelt, als „Keim“ (S. 48.). Wie wächst aber dieser Keim? „Im Keime ist der ganze Baum enthalten;“ habe ich denn nun am Keime selbst schon den ganzen Baum? und wenn ich den Keim tausend Jahre auf einem Steine liegen liefse, würde ein Baum daraus? Den Keim der Vernunft durfte Herder im Menschen voraussetzen; aber eine so entwickelte Vernunft, dafs die Seele „ein Merkmal sucht,“ „sich übt,“ also vergleicht, unterscheidet (S. 60.), abstrahirt und combinirt? Die Seele, die das vermag, kann auch sprechen. Sie mufste aber schon gesprochen haben, ehe sie das vermochte. „Der Mensch in den Zustand von Besonnenheit ge-

setzt, hat Sprache erfunden" (S. 52.); also ist Sprache vor der Besonnenheit. Wann kommt denn der Mensch in die Bedürfnifs, mit dem Schaf, ohne durch Freſsgier, wie der Wolf, gestört zu werden, Bekanntschaft zu machen?

Herder hätte uns das Wachsen der Besonnenheit oder Vernunft zur Sprache zeigen sollen; dann hätte er seinen Zweck erreicht gehabt. (Vergl. unsere oben angeführte Abhandlung).

Doch Herders Widerlegung hat nicht auf uns zu warten brauchen; sie gehört schon der Geschichte an. Zobel (Gedanken über die verschiedenen Meinungen vom Ursprunge der Sprachen 1773) sagt (§. 43.) „Hr. Herder behauptet und thut dar, der Mensch könne in seiner Vorstellung die Theile und Eigenschaften eines sinnlichen Objects von dem Object absondern, und sie einzeln unter natürlichen Zeichen anerkennen, auch bei der Widervorstellung des einen die andern sich zurückrufen; und wir wollten wissen, ob und wie der Mensch von selbst darauf fallen könne, mit der Vorstellung von Objecten, sinnlichen oder unsinnlichen, willkürliche Zeichen zu verbinden, dergestalt, daſs er diese erforderten Falls durch Töne andern Menschen mitzutheilen vermöge? Welch eine Kluft zwischen Frage und Antwort!" — (S. 109.) „Hr. Herder schlieſst freilich ganz anders: „„Der Schall des Blöckens von einer menschlichen Seele als Kennzeichen des Schafs wahrgenommen ward kraft dieser Bestimmung Name des Schafs, und wenn ihn nie seine Zunge zu stammeln versucht hätte. Es war gefaſstes Zeichen, bei welchem sich die Seele an eine Idee deutlich besann. Was ist das anders als Wort? und was ist die ganze menschliche Sprache, als eine Sammlung solcher Worte?"" „Gut. So will ich dem Hunde auch Sprache andemonstriren. Der Hund erhält Futter von seinem Herrn; der Herr, wenn er ihm Futter geben will, ruft ihn bei Namen. Dieser Name ist gefaſstes Zeichen für den Hund; er hört ihn: Ha! du bist das Futter gebende! denkt er." — (S. 114.) „Und dann: Kann der Mensch wohl in den Zustand der Besonnenheit kommen, wenn er nicht

durch andere vermittelst der Sprache hineingebracht wird?"

Herder schrieb an Hamann (Hamanns Schriften V, S. 8.), dafs er seine Abhandlung nicht als Concurrent zum Preise geschrieben habe, dafs sie eigentlich als „Schrift eines Witztölpels" erscheinen sollte, und fügt hinzu: „Auch versichere ich Ihnen, dafs die Denkart dieser Preisschrift auf mich so wenig Einflufs hat, haben kann und soll, als das Bild, das ich jetzt an die Wand nagle. Eine Schrift über die erste Urkunde der Menschheit wird gerade das Gegentheil zeigen." — Hier hat sich Herder verkannt. Er ist ein geistreicher Mann; seine Denkart ist ihm angekränkelt. Seine Abhandlung, wiewohl im Wesentlichen unzureichend, ist voll von schönen Bemerkungen: seine Schrift „Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts" zeigt nichts als pathetisch gewordene Geistreichigkeit, mit dem Scheine des Mysticismus. Hier entsteht ihm Sprache und Schrift zugleich, oder allenfalls auch die Schrift noch früher. Von der erstern heifst es (S. 117.): „Mensch, als eigner Erfinder der Sprache — der Philosoph mag untersuchen, wie und wie tief er will: so macht er nur aus, dafs er erfinden könne! Vermögen, nächste Möglichkeit und Anlage dazu habe — mehr wird er auch nie ausmachen wollen, da die Philosophie immer nur innere Möglichkeit behandelt und sich mit Würklichkeit, dem Beweise des Daseins (eine so andre Sache!) nicht abgiebt. Aber wenn uns eben daran nur gelegen wäre! wie lange wars denn, bis Euer versuchende Lehrmensch Sprache hatte? Wie lange war er ohne? wie lang vielleicht seine Versuche nur noch so dürftige Armseligkeiten, nicht der Rede werth? Endlich wenn sein ganzer Sprachschatz nur Besinnung war — die kalte, unwürksame Kraft![1]) Fehler, Lücke der Natur, wie ihrs

[1]) Hegel, Encyclop. I, S. 270. „Die Kraft bedarf der Sollicitation von aufsen, wirkt blind und um dieser Mangelhaftigkeit der Form willen ist auch der Inhalt beschränkt und zufällig." (S. 272.) „Die Kraft ist noch nicht wie der Zweck das sich in sich selbst Bestimmende. Der Inhalt ist ein bestimmt gegebener und indem derselbe sich äufsert, so ist sie, wie man

selbst nennet — Was konnte daraus kommen? Welch kleines Wölkchen nicht diesen hellen Fleck lang und ewig verdämmern? und war er nicht dadurch, dafs keine Kraft war, die weckte und stiefs, gnug verdämmert?[1]) — Sehet also den ewigen Zirkel im Schliefsen! und wenn ihr mehr wollet, das klägliche Beispiel aller Taub- und Stummgeborenen!"

„Mufsts also sein, dafs eine fremde Kraft diese Besinnung, die nichts als Vermögen d. i. Receptivität war, weckte, oder sie wäre ewig schlafend, dämmernd, todt blieben — Da von der Sprache nun aller Gebrauch der Vernunft und aller Unterscheidungscharakter der Menschheit, wie Ihr selbst bewiesen habt, abhängt! Mensch also nur durch Sprache das Geschöpf Gottes sein konnte, was er sein sollte — wird und mufs ihn nicht diese weckende Kraft vom ersten Augenblicke des Daseins belebt, geleitet, geführt haben? Und wie geführt? von innen? von aufsen? mystisch? physisch? welche Unterscheidungen! ganz! **Göttlich und menschlich!** nach Kräften von innen und Bedürfnissen von aufsen — also allwaltender Unterricht Gottes für sein Bild, den Liebling seines Herzens."

So widerlegt sich zwar Herder hier gründlich und bestätigt Zobels Einwürfe. Im folgenden aber, so viel davon verständig ist, spricht er doch nur wieder dasselbe aus, was in seiner Abhandlung gesagt ist. „Sprachlehre! Wovon konnte sie handeln, als — von Allem, wozu dieses Götterbild

---

zu sagen pflegt, in ihrer Wirkung blind, worunter dann eben der Unterschied zwischen der abstracten Kraftäufserung und der zweckmäfsigen Thätigkeit zu verstehen ist." (S. 270.): „Dieser Unterschied ist höchst wesentlich, aber nicht leicht aufzufassen. Wird er übersehen, so führt dies in die Verwirrung, Gott als Kraft aufzufassen, eine Verwirrung, an der Herders Gott vornehmlich leidet" — und darum auch seine Sprachtheorie. Wenn Humboldt die Sprache *energeia* nennt, so ist sie ihm Selbstzweck.

[1]) Zobel (das. S. 113.) „Daraus dafs der Mensch ein besonnenes Geschöpf ist, folgt wohl nicht, dafs er deswegen nothwendig und schlechterdings Sprache erfinden mufs. Es mufste noch ein äufserer Stofs dazu kommen, um die Kraft in Bewegung zu setzen, und ihr die erforderte Richtung zu geben."

bestimmt war? ... Religion und Naturlehre ward seine erste Sprache ... Und in welcher sinnlichen, schönen Ordnung? Wer kann sich eine gehendere Methode, als den Fortgang der Morgenröthe über die ganze Welt hinaus denken! Und in welcher harmonischen Abtheilung? Gott läſst sich selbst hinab, ihm zu winken! von Himmel zu Erde, von Erde zu Himmel! ... Und mit welchem Maſse für seine Sinne! ... mit jeder Stufe wächst auch die Annäherung an den Menschen, die Lebhaftigkeit des Gefühls und die Bedürfniſs des Ausdrucks. Licht, Himmel, Erde sind noch so einfach, so entfernt; aber die Kräuter, die Sonne, die Thiere, — der Mensch selbst, was ist ihm näher? Wird also fernher geführt, daſs ihn das Gefühl nicht übertäube! höret zuerst im Antlitz groſser, stiller, bleibender, angenehmer Geschöpfe den Sprachunterricht Gottes: ehe das wimmelnde Heer sein Ohr und Auge stört, oder das eigene Interesse ihn hinreiſst — Die Sinne des Menschen werden harmonisch zum Concert einer Sprachschöpfung angeklungen und gerührt!"

Der Inhalt des hier Gesagten ist derselbe wie der der Abhandlung; ein Fortschritt liegt darin, daſs die Kraft der Besonnenheit im Menschen hier als durch Gott, die letzte Kraft, sollicitirt dargestellt wird. Und auch dies ist schon in der Abhandlung, wenn auch allerdings ohne Nachdruck, als unbedeutendes Zugeständniſs, gesagt. (S. 147.): „Der Mensch kam aus den Händen der Natur im frischesten Zustande seiner Kräfte und Säfte und mit der besten nächsten Anlage, vom ersten Augenblicke sich zu entwickeln. Ueber die ersten Momente der Sammlung muſs freilich die schaffende Vorsicht gewaltet haben." (S. 63.) „Nur, alsdann hat Gott durchaus für die Menschen keine Sprache erfunden, sondern diese haben immer noch mit Wirkung eigener Kräfte, nur unter höherer Veranstaltung, sich ihre Sprache finden müssen."

Diese Veranstaltung wurde in den soeben aus der „Aeltesten Urkunde des Menschengeschlechts" angeführten Wor-

ten — der Leser sage sich selbst, wie? — des Breitern beschrieben. Folgerecht aber war es, da einmal die Besinnung als Kraft gefafst war, sie sollicitiren zu lassen und zwar, da es die erste Kraft des Menschen ist, nicht durch menschliche, sondern durch göttliche Kraft. Im Anfange der Abhandlung wollte Herder die Kraft als einer Anregung nicht bedürfend auffassen (S. 49.), will eine unwirksame Fähigkeit nicht zugestehen, den scholastischen Unterschied von *actus primus* und *secundus* läugnen. Er kann aber diese Auffassung nicht durchführen und unterscheidet ausdrücklich S. 146. Besonnenheit von Besinnung wie Möglichkeit oder Fähigkeit von Wirklichkeit.

So hat Herder weder die Entstehung der Sprache, trotz eines guten psychologischen Anlaufes, besser als die Alten zeigen, noch ihre Bedeutung tiefer erfassen können. Sagt nicht auch Aristoteles, das Wort sei Zeichen für einen Seeleneindruck?

Für Humboldt dagegen ist die Sprache Geist, Selbstzweck, Idee, Entelechie des Denkens, Seele der Seele.

Auch Humboldt bedient sich des Ausdrucks Kraft, aber in eigenthümlicher Bedeutung. Bei ihm ist der Geist, wie wir an einem andern Orte gesagt haben (Classification S. 18.), Kraft ohne Substrat; sein Sein ist selbst Kraft (S. LVII.). Dies erhebt Humboldt über Herder. Während Dieser Gott zum physikalischen Wesen herabsetzt, zur Kraft, welche andere Kräfte sollicitirt, ist Humboldts Geist ewige Selbserregung, die ihren Impuls in sich hat, also unendlicher Zweck Idee.

Hamann, der Magus im Norden,

ist als diese Persönlichkeit eine höchst interessante Erscheinung. Tief, kernig und derb — lutherisch an Frömmigkeit und Humor; aber zerfahren und ohne Gestaltungskraft. Bestimmt zu Kampf und Opposition und immer bereit dazu; aber unfähig wahrhaft Neues zu schaffen. Wie Herder ein Vorläufer und Verkünder einer neuen Zeit, eines höhern Bewufstseins, voll von stärkstem Freiheitsdrang, echt deutsch, Aufklärung und Despotie, die beide aus Frankreich kamen, als das Böse hassend. — Hier geht uns nur seine Ansicht über den Ursprung der Sprache an; aber eine so stark ausgebildete Eigenthümlichkeit wie die Hamanns, offenbart sich in jedem Gegenstande, welches sie ergreift, ganz unzweideutig.

Er stellt Herders „platonischen Beweis," wie er ihn nennt, mit dessen eigenen Worten so dar (Hamanns Schriften IV, S. 50.): „Die Menschen-Gattung steht über den Thieren nicht an Stufen des Mehr oder Weniger, sondern an Art (Herder S. 40.), weil es gesichert ist, dafs der Mensch den Thieren an Stärke und Sicherheit des Instincts weit nachstehe, ja, dafs er das, was wir bei so vielen Thieren angeborne Kunstfertigkeiten und Kunsttriebe nennen, gar nicht habe (S. 31.), jedem Thier hingegen Sprache, so wie Sinne, Vorstellungen und Triebe angeboren und unmittelbar natürlich sind (S. 37.). Dieser Mangel eines Instincts, der alle Kräfte dunkel auf einen Punkt hinreifst (S. 45.) und auf einen Punkt einschliefst,

wird bei dem Menschen durch die Besonnenheit ersetzt, welche in einer, seiner Gattung eigenen, Richtung aller Kräfte (S. 47.) und in ihrer Mäſsigung auf diese Richtung (S. 48.) besteht, wodurch der Mensch ein Geschöpf wird, dessen positive Kraft sich in einem gröſsern Raume, nach feinerer Organisation, heller und freier wirkend (S. 47.) äuſsert. Der Mensch in den Zustand von Besonnenheit gesetzt, der ihm eigen ist, und mit dieser Besonnenheit zum erstenmal frei wirkend, hat Sprache erfunden (S. 52.). Sprache ist der wirkliche Unterscheidungscharakter unserer Gattung von auſsen, wie es die Vernunft von innen ist (S. 72.). Sprache ist das natürliche Organon des Verstandes, ein solcher Sinn der menschlichen Seele, wie sich die Sehkraft jener sensitiven Seele der Alten das Auge, und der Instinct der Bienen die Zellen baut (S. 73.)" [1]).

Hiergegen bemerkt Hamann sogleich, was den Unterschied zwischen Mensch und Thier betrifft (S. 40.): „Der Begriff von Stufen und Art bezieht sich auf sehr willkürliche Aehnlichkeiten, und der Gegensatz dieser Verhältnisse hat wenig Einfluſs in die Kenntniſs der Dinge selbst."

Ferner aber sagt er (S. 52.): „Der platonische Beweis vom menschlichen Ursprung der Sprache besteht aus zwei Theilen, einem negativen und positiven. Der erste enthält Gründe, daſs der Mensch gar kein Thier sei, und der zweite enthält Gründe, daſs der Mensch dennoch ein Thier sei." — (S. 54.): „Weil es mein gegenwärtiges Interesse nicht erfordert, den negativen Theil des Beweises zu rügen, so gebe ich mit beiden Händen zu, daſs der Mensch kein Thier sei und gar keinen Instinct habe; um so mehr da der neueste Apologist des menschlichen Sprachursprungs bei jedem Thier einen Instinct so wesentlich vorauszusetzen scheint, als das Genie bei jedem, der wenigstens ein Schriftsteller ist, wodurch freilich der Instinct eine *conditio sine qua non* jedes Thieres wird, um den Menschen aus der Sphäre der Thiere

---

[1]) Wer wird durch diesen Satz nicht an Beckers „Organism" erinnert?

mit desto mehr Stärke und Sicherheit in eine an Art und nicht an Stufen sich unterscheidende höhere Ordnung der Geschöpfe zu erheben und zu versetzen"[1]). . . . . .

„Ohngeachtet aller positiven Kraft, ihrer Richtung, der Mäſsigung aller Kräfte auf die Hauptrichtung, ohngeachtet des gröſsern Raums, der feinern Organisation u. s. w. und aller der schweren Unkosten, die auf den negativen Theil des platonischen Beweises verschwendet worden, zerspringt doch alle Herrlichkeit des Menschen und seiner Gattung durch den positiven Theil auf unserm Wege unvermuthet dahin. Denn was sagt der ganze positive Theil des platonischen Beweises positiver und ausdrücklicher, als daſs der Mensch aus Instinct denke und rede, daſs die positive Kraft zu denken und zu reden ihm angeboren und unmittelbar natürlich sei; daſs sie, wie der Instinct der Thiere, auf den Punkt eines Merkmals hingerissen, hingezogen oder hingelenkt werde (Herder S. 145. 146.); daſs mit dem ersten Worte die ganze Sprache erfunden worden, trotz dem Gesetze der ewigen Progression; daſs die Erfindung der Sprache dem Menschen eben so wesentlich sei, als der Spinne ihr Gewebe, der Biene ihr Honigbau; und daſs nichts mehr dazu gehöre, als

[1]) Da es uns hier darauf ankommt, Hamann in seiner charakteristischen Weise auftreten zu lassen, so wollen wir wenigstens in der Anmerkung die Stelle mittheilen, welche oben im Text ausgelassen ist, weil sie den Zusammenhang stört: „In der Geschichte unsers jetzt laufenden Jahrhunderts leuchtet mehr als ein Beispiel vor Augen, ein nicht an Stufen, sondern an Art über diejenigen Thiere, welche man im gemeinen Leben Unterthanen nennt, stehendes, liegendes, sitzendes, oder auch hin und her wandelndes Geschöpf zu sein, das wegen seiner freierwirkenden positiven Kraft ein Tyrann oder Erdgott nach Verschiedenheit der Himmelszonen, Zungen und Zeiten heiſst, dessen Charakter in der gänzlichen Bestimmung aller höhern Kräfte nach Verhältniſs der untern Kräfte, deren sämmtliche Psychologie aber in den neuern Zeiten jämmerlich verwüstet worden, durch die leidige Schuld einiger rothwelschen Philosophen und ihrer allemannischen Brüder — es leuchtet uns, sag' ich, aus der Geschichte des lebenden Jahrhunderts vor Augen, daſs nichts unter der Sonne leichter ist, als ein solches Geschöpf zu sein, und zu machen; daſs es aber blutsauer wird, selbiges zu erhalten und zu ernähren, besonders wenn es neugebacken und pflückjung ist."

den Menschen in den Zustand der Besonnenheit zu setzen, der ihm eigen ist, um dasjenige zu erfinden, was ihm schon natürlich ist?"

(S. 57.): „Er (Herder) schuf ihn (den Menschen) ein Unthier und Thier aus einem ganzen Ocean von Empfindungen (vergl. oben S. 35.), aus dem ganzen schwebenden Traume der Bilder, die seine Sinne vorbeistrichen und zum Actu ihrer Anerkenntnifs, zum Merkmal seiner Besinnung das Gewehr vor ihm streckten. Hoch über den Thieren, nicht an Stufen, sondern an Art des Instincts, stand der platonische Androgyn als ein Unthier — ohne Instinct.

„Geh, herrsche über Raubthiere und Meer-Wunder; sei aber stumm und dumm! sprach der Andriantoglyph zum Protoplasten der Sprache. Denn welchen Augenblick du die Frucht deines innern und äufsern Instincts erkennen wirst, wird dein Mund aufgethan werden, und du wirst ein Thier sein, voll Instinct von aufsen und innen, und dein unthierischer Charakter wird verwelken wie Gras."

„Noch stand der platonische Androgyn, stumm geboren, im Schlaf verborgener Kräfte. — Siehe! in dem Augenblick geschahe es, dafs er tiefer und tiefer und tiefer fiel in sein Element — in einen ganzen Ocean von Empfindungen, in einen ganzen schwebenden Traum von Bildern, und dafs er in einen Zustand von Besonnenheit und Entzückung gesetzt wurde, der ihm aber eigen war. Und siehe! in eben dem Moment geschahe es, dafs ihm der erste Laut seines äufsern Instincts entfuhr, als ein Merkmal und Mittheilungs-Wort des innern Instincts. Also ward aus dem äufsern und innern Instinct das erste Wort, und aus dem über die Thiere durch den Mangel des Instincts gestellten Unthiere ein durch den Instinct von innen und aufsen getriebenes Geschöpf, das heifst: ein besonnenes und sprachschaffendes Thier. Heil dem Erfinder der Sprache!" ...

„Ich habe diesen übernatürlichen Beweis vom menschlichen Ursprung der Sprache den Platonischen genannt, weil er mit dem analogischen Kunstwort der Besonnenheit als ei-

nem „„einzigen und leuchtenden Funken““ des vollkommenen Systems ausgeht, und am Ende auf eine griechische Synonymie[1]) zurückkehrt; und weil die Platoniker den λόγος ἐνδιάθετος oder ἐνθυμηματικός und λόγος προφορικός, das innere und äufsere Wort, wie der schwedische Koboldseher, *ab intra ad extra*, bis zum Eckel wiederkäueten.“

Wir hatten oben in Herders Abhandlung sowohl die bestimmte offene Andeutung eines übermenschlichen Ursprungs der Sprache, als auch die in ihr versteckt liegende Nothwendigkeit, zur Annahme eines solchen vorzuschreiten, nachgewiesen. Dabei war uns nicht entgangen, dafs Herders erklärte Tendenz auf den menschlichen Ursprung gerichtet war. Hamann weist im Gegentheil nach, dafs Herder unbewufst und gegen seine Absicht den thierischen Sprachursprung behauptet habe — und zwar mit gleichem Rechte, wie wir das Gegentheil gethan haben. So wird Herder, der die Mitte zwischen der theologischen und physischen Ansicht halten wollte, nur nach beiden Seiten hin und her geworfen, weil er in der Mitte nicht festen Fufs fassen kann; gen Himmel und gen Erde geschleudert, weil seine Fittige zu schwach sind, dem Winde zu widerstehen.

Fragen wir nun aber: welche Belehrung gibst Du uns denn, o grofser „Magus des Nordens,“ über den Ursprung der Sprache? Dann verstummt er, und es antwortet an seiner Statt Hamann, „unser Landsmann von trauriger Gestalt“ (das. S. 18.): „Was weifs ich von eurer ganzen Aufgabe? und was geht sie mich an? Der Aufgang, Mittag und Untergang aller schönen Künste und Wissenschaften, die man leider an ihren Früchten kennt, hat keinen weitern Einflufs in meine gegenwärtige Glückseligkeit, als dafs jene unbarmherzigen Schwestern den tiefen Schlaf meiner Ruhe durch allotriokosmische Träume unterbrechen ... Ohngeachtet nach dem Glaubensbekenntnifs eurer antisalomonischen Schulmeister, die Furcht

[1]) Nämlich λόγος für Vernunft und Sprache, Wort und Begriff; Herder S. 73.



des Herrn der Weisheit Ende ist, so bleibe es mein grosser Gewinn, *gottselig* und *genügsam* zu sein! Der Friede in der Höhe übersteigt alle *Vernunft*, und Christum lieb haben, Engel- und Menschenzungen. Dieser grosse Architekt und Eckstein eines *Systems*, das Himmel und Erde überleben wird, und eines *Patriotismus*, der die Welt überwindet, hat gesagt: Eure Rede sei ja, ja, nein, nein; alles übrige ist des Teufels; und hierin besteht der ganze *Geist der Gesetze* und des *gesellschaftlichen Vergleichs*, sie mögen Namen haben, wie sie wollen."

Verachte nur Vernunft und Wissenschaft
Des Menschen allerhöchste Kraft — —
Du hast dem Teufel Dich ergeben
Und musst zu Grunde geh'n.

Denn da Du es nun doch einmal auf dieser allotriokosmischen Erde nicht bei ja, ja, nein, nein, bewenden lassen kannst, so verfällst Du mit jedem Worte dem Teufel. Hamann ist ein frommer Lutheraner und heftiger Gegner der Aufklärer — weiter nichts. Bald kann uns seine Narrenkappe belustigen, bald das Feuer seines tiefen Gemüths hinreissen — belehren kann er uns nicht, glaubt er nicht nöthig zu haben.

Seiner Freundschaft zu Herder haben wir es wohl zu verdanken, dass er sich über die Sprache ausführlicher geäussert hat, als er sonst gethan haben würde.

Er bemerkt, dass der Mensch höchstens auf *drei* Wegen zur Sprache gelangt sein könnte: entweder auf dem Wege des Instincts, oder dem der Erfindung, oder dem des Unterrichts (das. S. 14.).

Erfindung der Sprache verwirft er zuerst. „Erfindung und Vernunft setzen ja schon eine Sprache zum voraus und lassen sich eben so wenig ohne die letztere denken, wie die Rechenkunst ohne Zahlen" (S. 15.). Dass die Sprache auch nicht *Instinct* sei, zeigen die Taubstummen und die ausserordentlichen Fälle, wo Hörende, weil sie nicht in menschlicher Gesellschaft erwachsen waren, der Sprache entbehrten. Ueber-

haupt aber ist das was den Menschen über das Vieh erhebt die Freiheit. Dies ist ausführlicher zu erwägen.

(S. 40.) „Der Mensch hat nicht nur das Leben mit den Thieren gemein, sondern ist auch sowohl ihrer Organisation, als ihrem Mechanismus mehr oder weniger, das heiſst, nach Stufen ähnlich. Der Hauptunterschied des Menschen muſs also auf die Lebens-Art ankommen. — In Ansehung der Gesellschaft hält der weise Stagirit den Menschen für neutral. Ich vermuthe daher, daſs der nähere Charakter unserer Natur in der richterlichen und obrigkeitlichen Würde[1]) eines politischen Thiers[2]) bestehe, und daſs folglich der Mensch sich zum Vieh, wie der Fürst zum Unterthanen verhalte.“

(S. 41.) „Daher bestimmen weder Instinct noch *Sensus communis* den Menschen, weder Natur- noch Völker-Recht den Fürsten. Jeder ist sein eigener Gesetzgeber, aber zugleich der Erstgeborene und Nächste seiner Unterthanen.“

(S. 46.) „Der Mensch ist also nicht nur ein lebendiger Acker, sondern auch der Sohn des Ackers, und nicht nur Acker und Saame (nach dem System der Materialisten und Idealisten) sondern auch der König des Feldes, guten Saamen und feindseliges Unkraut auf seinem Acker zu bauen; denn was ist ein Acker ohne Saamen, und ein Fürst ohne Land und Einkünfte? Diese drei in uns sind also Eins, nämlich *θεοῦ γεώργιον* (1 Cor. 3, 9.), sowie drei Larven an der Wand der natürliche Schatten eines einzigen Körpers sind, der ein doppeltes Licht hinter sich hat.“

Zu dieser Stelle wird in einer Anmerkung Cic. Tuscul. Quaest. 3, 5. citirt: *Qui igitur exiisse e potestate dicuntur, idcirco dicuntur, quia non sunt in potestate mentis, cui regnum totius animi a natura tributum est.* Hieraus geht also hervor, daſs Hamann den Leib den Acker des Menschen, Em-

---

[1]) *πολίτης δ' ἁπλῶς οὐδενὶ τῶν ἄλλων ὁρίζεται μᾶλλων ἢ τῷ μετέχειν κρίσεως καὶ ἀρχῆς.* De Rep.

[2]) *Πολιτικά δ' ἐστιν ὧν ἕν τι καὶ κοινὸν γίνεται πάντων τὸ ἔργον.* De hist. animal. I, 1.

pfindung aber und Begierde (*animus*) Sohn des Ackers, Verstand und Urtheilskraft den Fürsten desselben genannt hat. Diese drei Momente des Menschen sind aber in Wahrheit blofs Eins; nur „um zu einem faſslichen Begriff von der Fülle in der Einheit unseres menschlichen Wesens zu gelangen, gehört eine Anerkenntniſs mehrerer sich unterscheidender irdischer Merkmale dazu.“ Aber (S. 45.) „die Philosophen haben von jeher der Wahrheit dadurch einen Scheidebrief gegeben, daſs sie dasjenige geschieden, was die Natur zusammengefügt hat, und umgekehrt.“

Der Mensch ist also Fürst, Freier. (S. 42.): „Ohne das vollkommene Gesetz der Freiheit (Jacob. 1, 25.) würde der Mensch gar keiner Nachahmung fähig sein, auf der gleichwohl alle Erziehung und Empfang beruht; denn der Mensch ist unter allen Thieren der gröſste Pantomim. — Das Bewuſstsein, die Aufmerksamkeit, die Abstraction, und selbst das moralische Gewissen scheinen gröſstentheils Energien unserer Freiheit zu sein.“ — (S. 41.): „Ohne die Freiheit böse zu sein findet kein Verdienst, und ohne die Freiheit gut zu sein, keine Zurechnung eigener Schuld, ja selbst kein Erkenntniſs des Guten und Bösen statt. Die Freiheit ist das Maximum und Minimum aller unserer Naturkräfte, und sowohl der Grundtrieb als Endzweck ihrer ganzen Richtung, Entwickelung und Rückkehr.“

(S. 43.) „Zur Freiheit gehören aber nicht nur unbestimmte Kräfte, sondern auch das republikanische Vorrecht, zu ihrer Bestimmung mitwirken zu können.“ — Hamann faſst also, nach der obigen Anmerkung (S. 38.), tiefer als Herder den Menschen nicht als Kraft, sondern als Zweck, als Selbstbestimmung. „Die Sphäre der Thiere bestimmt daher, wie man sagt, die Richtung aller ihrer Kräfte und Triebe durch den Instinct eben so individuell und eingeschlossen, als sich im Gegentheil der Gesichtspunkt des Menschen auf das Allgemeine ausdehnt, und gleichsam ins Unendliche verliert.“

(S. 41.) „Diese Würde nun, gleich allen Ehrenstellen, setzt noch keine innerliche Würdigkeit, noch Verdienst unse-

rer Natur voraus; sondern ist, wie letztere selbst, ein unmittelbares Gnadengeschenk des grofsen Allgebers."

Ist das aber nicht, fragen wir, ein Widerspruch, dafs die Selbstbestimmung, das selbsteigene Schaffen, ein Gnadengeschenk sei? Der Biene, der Spinne konnte ein besonderer Instinct geschenkt werden; aber die unendliche Freiheit, stolz auf ihre Zurechnungsfähigkeit, eifersüchtig auf eigenes Verdienst und eigene Schuld — läfst sich die schenken? Der Biene, der Spinne ist in Wahrheit der Instinct nicht geschenkt, sondern anerschaffen; denn das Geschenk setzt auf Seiten des Beschenkten „Empfang" voraus. Der aber ist ohne Freiheit nicht möglich. Sollte also der Mensch das Gnadengeschenk der Freiheit empfangen, so mufste er dazu schon frei sein; die Biene hätte es nie empfangen können, weil sie unfrei ist. (S. 43.) „Aristoteles vergleicht die Seele mit der Hand, weil diese nämlich das Werkzeug aller Werkzeuge, jene aber die Form aller intellectuellen und sinnlichen Formen ist."[1]) Wäre die Seele nicht diese unendliche freie Form, sie würde ja nie eine bestimmte Form aufnehmen können. Dem Gefesselten wird wohl Freiheit geschenkt; d. h. aber nur seine Freiheit wird der Hemmung entledigt.

(Das.) „Vermuthlich" (!) „verhalten sich die Sinne zum Verstand, wie der Magen zu den Gefäfsen, welche die höhern und feinern Säfte des Bluts absondern, ohne deren Kreislauf und Einflufs der Magen selbst sein Amt nicht verwalten könnte." Blofs vermuthlich? vielmehr ist dies das Gewisseste, welches nie von einem Philosophen bestritten wurde. Und Hamann selbst schliefst sehr zuversichtlich weiter: „Nichts ist also in unserm Verstande, ohne vorher in unsern Sinnen gewesen zu sein;" das bekannte: *nihil est in intellectu, quod non ante fuerit in sensu;* „so wie nichts an unserm ganzen Leibe ist, was nicht einst unsern eigenen Magen oder unserer Eltern ihren durchgegangen. Die *Stamina* und *Menstrua* unserer

[1]) *ὥστε ἡ ψυχὴ ὥσπερ ἡ χείρ ἐστι. καὶ γὰρ ἡ χεὶρ ὄργανόν ἐστι ὀργάνων, καὶ ὁ νοῦς δὲ εἶδος εἰδῶν, καὶ ἡ αἴσθησις εἶδος αἰσθητῶν.* De anima 3, 8.

Vernunft sind daher im eigentlichsten Verstande Offenbarungen und Ueberlieferungen, die wir zu unserm Eigenthum aufnehmen, in unsere Säfte und Kräfte verwandeln, und dadurch unserer Bestimmung gewachsen werden, die kritische und archontische Würde eines politischen Thiers theils zu offenbaren, theils zu überliefern. — Die Analogie der thierischen Haushaltung ist die einzige Leiter zur anagogischen Erkenntniſs der geistigen Oekonomie." Die einzige? — Und diese Analogie, wie hat Hamann sie hier verfolgt! in welcher Wortspielerei und Einseitigkeit! Um nur den religiösen Begriff der Offenbarung erst einzuschwindeln, wird unser sinnliches Aufnehmen der Natur Offenbarung genannt! Was wäre aber alle Offenbarung der Sinnlichkeit, wäre unsere Seele nicht die Form der Formen? — Die Offenbarungsthätigkeit Gottes wird also dem Käuen, Schlucken, Verdauen gleich gestellt, dem rein mechanischen und chemischen Proceſs; ihm folgt der höhere, organisch-physiologische, die Assimilation — diese gehört dem Menschen! ist sein freies Thun! Wie hoch steht also die Freiheit über der Offenbarung! Diese ist der todte Stoff, den jene verarbeitet, belebt. Freiheit verhält sich zu Offenbarung, wie der Muskel zum Kohl! Wer weist im Muskel den Kohl nach? und also wer die Offenbarung in der Freiheit? wie wäre das eine in dem andern noch kenntlich! — Und ferner: dann also, wenn wir den Kohl der Offenbarung und Ueberlieferung verdaut und assimilirt haben, dann sind wir die Offenbarenden, die Ueberliefernden — und was offenbaren und überliefern wir? die Würde und Ehrenstelle der Krisis und Arche! Um wie viel höher steht diese menschliche, freie Offenbarung als die göttliche! Diese nehmen wir uns und verwenden sie, um „unserer Bestimmung gewachsen zu werden!" Alles das folgt aus Hamanns Worten, und er hat, so lange er lebte, nichts davon geahnt.

Wir sind aber noch nicht fertig. Hamann ist nicht nur eine tiefe Natur, sondern auch gediegen und gedrungen. Wo er ist, da ist er ganz. Wir haben ihn noch nicht ganz.

Wir haben erst gesehen, daſs uns nichts gegeben werden könnte, nichts geoffenbart, wenn wir nicht die Nehmenden, die Freien, Könige wären; und dadurch daſs wir nehmen, gelangen wir dazu, uns als Fürsten zu offenbaren. Die Sache hat aber noch eine andere Seite, eine noch tiefere, den Menschen noch mehr erhebende. In einem Nebensatze hat es Hamann ausgesprochen, daſs zwar der Magen den Gefäſsen, die Sinne dem Verstande geben, offenbaren; daſs aber auch ohne die Thätigkeit der Gefäſse, ohne ihre Absonderung „der feinern und höhern Säfte des Bluts" „der Magen sein Amt selbst nicht verwalten könnte." Warum nicht auch hier in der anagogischen Erkenntniſs der geistigen Oekonomie auf der Leiter der Analogie der thierischen Haushaltung weiter steigen? Erhält der Magen seine Lebenskraft aus den Gefäſsen, so können auch die Sinne ihr Amt nur durch „den Einfluſs" des Verstandes verwalten. Offenbarung ist unmöglich ohne menschliche Freiheit. Sie kann nicht nur nicht gegeben werden, sie ist nicht nur ganz unfruchtbar, wenn sie nicht von der Freiheit ergriffen wird; sondern sie ist gar nicht da ohne den menschlichen Verstand, kann ohne diesen gar nicht leben, erhält ihren Saft und ihre Kraft erst vom Menschen. Der Verstand ist also nicht erst das Offenbarende, nachdem er die Offenbarung erhalten, ergriffen hat, sondern er ist die ursprüngliche Offenbarung; und er offenbart bloſs dies, daſs alle Offenbarung, die ihm gegeben ist, nur aus ihm stammt.

(S. 45.): „Gesetzt also auch, daſs der Mensch wie ein leerer Schlauch auf die Welt käme; so macht doch eben dieser Mangel ihn zum Genuſs der Natur durch Erfahrungen, und zur Gemeinschaft seines Geschlechts durch Ueberlieferungen desto fähiger." Undenkbar! Füllt einen leeren Schlauch so voll ihr wollt, mit so edelm Gehalt als ihr wollt — er wird ihn nie genieſsen. „Der Mangel" sollte etwas machen! Das Nichts soll schaffen! „Unsere Vernunft wenigstens entspringt aus diesem zwiefachen Unterricht sinnlicher Offenbarungen und menschlicher Zeugnisse, welche sowohl durch ähnliche Mittel, nämlich Merkmale, als nach ähnli-

chen Gesetzen mitgetheilt werden." So scheint es; in Wahrheit aber ist die Vernunft das Prius, die Schöpferinn aller Offenbarung, aller Zeugnisse, aller Merkmale; und weil sie das ist, ist sie *κρίσις* und *ἀρχή* über diese alle.

Zu dieser Betrachtung des innersten Wesens des Menschen sah sich Hamann durch die Frage über den Ursprung der Sprache veranlafst. Er sagt nun weiter (S. 47.): „Nachdem ich bis in das empyreische Heiligthum der menschlichen Natur hineingeschwindelt, oder besser zu reden, meine peripatetischen Seifenblasen lange genug vor mir herumgetrieben" (ob diese Selbstbeurtheilung Hamanns Ernst ist? Der Titel der Schrift verspricht freilich blofs „Einfälle;" und doch —!?); so zerspringen sie endlich auf halbem Weg" (wieso „halbem?") in folgende Thautropfen:"

„Der Mensch lernt alle seine Gliedmafsen und Sinne, also auch Ohr und Auge, brauchen und regieren, weil er lernen kann, lernen mufs, und eben so gern lernen will. Folglich ist der Ursprung der Sprache so natürlich und menschlich, als der Ursprung aller unserer Handlungen, Fertigkeiten und Künste. Ohngeachtet jeder Lehrling zu seinem Unterricht mitwirkt, nach Verhältnifs seiner Neigung, Fähigkeit und Gelegenheit zu lernen; so ist doch Lernen im eigentlichen Verstande eben so wenig Erfindung; als blofse Wiedererinnerung."

Der Mensch hat also die Sprache weder auf dem Wege der Erfindung, noch des Instincts, sondern des Unterrichts und des Lernens erlangt. Hiermit haben wir allerdings das Ziel erst „halb" erreicht; denn, fragen wir, durch welchen Unterricht, wie hat der Mensch die Sprache erlernt? Und wenn der Mensch lernen kann, mufs und will, hat dies Können, Müssen und Wollen nur einen und denselben Grund, oder hat jedes für sich einen besondern? „Philologische Einfälle und Zweifel," und wenn sie auch von einem Magus stammen, dürfen auf halbem Wege stehen bleiben. Wir müssen uns also zurückwenden an die „letzte Willens-

meinung des Ritters von Rosencreuz," welche das Motto trägt: *credidi, propter quod locutus sum* (2 Cor. 4, 13.).

Wir fragen also mit Hamann: „durch welchen Unterricht die erste, älteste, ursprüngliche Sprache dem menschlichen Geschlechte mitgetheilt worden?" (S. 15.). „Der menschliche Unterricht fällt von selbst weg," den thierischen verspottet Hamann; also der „mystische!"

Der letzten Willensmeinung werden Platos Worte im Philebus vorgesetzt: *Donum profecto Deorum ad homines ... una cum quodam lucidissimo igne descendit. Etenim prisci nobis praestantiores, Diisque propinquiores, haec nobis oracula tradiderunt* — —. Sie selbst beginnt also:

„*Favete linguis!* Wenn man Gott als die Ursache aller Wirkungen im Grofsen und Kleinen, oder im Himmel und auf Erden voraussetzt, so ist jedes gezählte Haar auf unserm Haupte eben so göttlich, wie der Behemoth, jener Anfang der Wege Gottes ... Folglich ist alles göttlich, und die Frage vom Ursprung des Uebels läuft am Ende auf ein Wortspiel und Schulgeschwätz hinaus. Alles Göttliche ist aber auch menschlich, weil der Mensch weder wirken noch leiden kann, als nach der Analogie seiner Natur, sie sei eine so einfache oder zusammengesetzte Maschine als sie will. Diese *communicatio* göttlicher und menschlicher *idiomatum* ist ein Grundgesetz und der Hauptschlüssel aller unserer Erkenntnifs und der ganzen sichtbaren Haushaltung." Eine *communicatio idiomatum?* Nein! nicht blofs das! sondern mehr, viel mehr! Wenn man Gott als die Ursache aller Wirkungen ansieht, so ist man Spinozist, und man thut seinem Geiste Gewalt an, wenn man Prämissen setzt und die nothwendige Folge nicht anerkennen will. Denn jede *causa* ist *immanens* und eine *causa transiens* ist ein undenkbarer Gedanke, ein Unding. Ist Gott Ursache der Welt, so kann man entweder sagen, es gibt blofs Gott oder blofs Welt — das ist gleichbedeutend; denn dann ist Gott und Welt nur Eins. Die *communicatio idiomatum* ist dann nur ein Selbstgespräch des Absoluten, alle Schöpfung

ein Spiel des Absoluten, sich in allen möglichen Gestalten und Formen zu erwirken." — Doch hören wir Hamann!

„Weil die Werkzeuge der Sprache wenigstens ein Geschenk der *alma mater* Natur sind (mit der unsre starken Geister eine abgeschmacktere und lästerlichere Abgötterei treiben, als der Pöbel des Heidenthums und Papstthums), und weil der höchsten philosophischen Wahrscheinlichkeit gemäfs der Schöpfer dieser künstlichen Werkzeuge auch ihren Gebrauch hat einsetzen wollen und müssen: so ist allerdings der Ursprung der menschlichen Sprache göttlich[1]). Wenn aber ein höheres Wesen, oder ein Engel, wie bei Bileams Esel, durch unsere Zunge wirken will; so müssen alle unsere Wirkungen gleich den redenden Thieren in Aesops Fabeln, sich der menschlichen Natur analogisch äufsern, und in dieser Beziehung kann der Ursprung der Sprache und noch weniger ihr Fortgang anders als menschlich sein und scheinen. Daher hat bereits Protagoras den Menschen *mensuram omnium rerum* genannt." Das wäre also die *communicatio* des menschlichen und göttlichen Idioms! Wie wäre aber diese zu verstehen? Gibt das höhere Wesen, das durch unsere Zunge wirken will, — wie Aesop den Thieren seine eigene, und nicht thierische, Sprache lieh, — uns die übermenschliche Fähigkeit? So hat es Hamann nicht gemeint; sondern Gott habe dem Menschen Sprache gegeben, wie sie dessen Natur angemessen ist.

Hamann hat zu dieser Seite folgende Stelle des Tertullianus (in Apologetico adversus gentes, cap. 11.) citirt: *invenisse dicuntur necessaria ista vitae, non instituisse: quod autem invenitur, fuit; et quod fuit, non ejus deputabitur, qui invenit, sed ejus qui instituit. Erat enim antequam inveniretur.* Dies erinnert auffallend an Herders Satz, der Mensch habe die Sprache nicht erfunden, aber gefunden (s. oben S. 40.). Doch mit all dem ist noch wenig gesagt. Hamann zeigt uns

[1]) Hierzu hat Hamann (VIIIa., S. 184.) angemerkt: *Deus et mentis et vocis et linguae artifex* — Lactantius Lib. IV. cap. 21.

noch ausführlicher, wie Gott Sprache unterrichtet, der Mensch sie gelernt, gefunden habe (S. 32. 33.):

„Nunmehr, denkt euch, andächtige Brüder, wenn und so gut ihr nur könnt, die Geburt des ersten Menschenpaars — Ihre Blöſse war ohne Scham, ... und die Stimme eines um die kühle Abendzeit im Garten wandelnden Gottes, die vernünftige lautere Milch für diese jungen Kindlein der Schöpfung, zum Wachsthum ihrer politischen Bestimmung, die Erde zu bevölkern und zu beherrschen durchs Wort des Mundes. — — Selbst die Ungleichheit des Menschen und der gesellschaftliche Contract sind daher Folgen einer ursprünglichen Einsetzung; denn, nach der ältesten Urkunde, gab eine sehr frühzeitige Begebenheit (welche der Wiege des menschlichen Geschlechts so angemessen ist, daſs die Wahrhaftigkeit ihrer Erzählung aller Zweifelsucht den Schlangenkopf zertritt und alle Fersenstiche der Spötterei lächerlich macht) bereits zur Unterwürfigkeit des Weibes unter dem Willen des Mannes Anlaſs — — Adam also war Gottes; und Gott selbst führte den Erstgeborenen und Aeltesten unseres Geschlechts ein, als den Lehnträger und Erben der durch das Wort seines Mundes fertigen Welt. Engel, lüstern sein himmlisches Antlitz anzuschauen, waren des ersten Monarchen Minister und Höflinge. Zum Chor der Morgensterne jauchzeten alle Kinder Gottes. Alles schmeckte und sah, aus erster Hand und auf frischer That, die Freundlichkeit des Werkmeisters, der auf seinem Erdboden spielte und seine Lust hatte an den Menschenkindern — Noch war keine Creatur wider ihren Willen der Eitelkeit und Knechtschaft des vergänglichen Systems unterworfen, worunter sie gegenwärtig gähnt, seufzet und verstummt, gleich dem delphischen Dreifuſs und der antimachiavellischen Beredtsamkeit des Demosthenes an der Silberbräune; oder höchstens in der wassersüchtigen Brust eines Tacitus keucht, röchelt und zuletzt erstickt — Jede Erscheinung der Natur war ein Wort, das Zeichen, Sinnbild und Unterpfand einer neuen geheimen, unaussprechlichen (!), aber desto innigern Vereinigung,

Mittheilung und Gemeinschaft göttlicher Energien und Ideen. Alles, was der Mensch am Anfange hörte, mit Augen sah, beschaute, und seine Hände betasteten, war ein lebendiges Wort; denn Gott war das Wort. Mit diesem Worte im Mund und im Herzen war der Ursprung der Sprache so natürlich, so nahe und leicht, wie ein Kinderspiel" — nur unaussprechlich, die Sprache selbst geworden aus Unaussprechlichem und unaussprechlich. „Das Wort — Zeichen einer unaussprechlichen Mittheilung des Wortes!" Und Mittheilung — zwischen wem? Aber aus diesem Quell hat Herder geschöpft!

Die Lücke, welche die magische Philologie gelassen hat, konnte demnach durch die gläubige Frömmigkeit von trauriger Gestalt nicht ausgefüllt werden. So wollen wir uns an den bitter-höhnischen Humor des „Ritters von Rosencreuz" wenden.

(S. 25.) „Ein gelehrter Arzt hat jüngst in einer auf dem anatomischen Schausaal zu Pavia gehaltenen Jubelrede bewiesen, dafs der senkrechte zweibeinige Gang des Menschen ein geerbter und künstlicher Gang sei. Wollte der Ritter von Rosencreuz den diamantenen Schreibgriffel seiner Ahnen eben so entweihen, wie unsere herrschenden Schwärmer ihre schnatternden Gänsekiele ... so würde ich beweisen, dafs selbst Essen und Trinken kein dem menschlichen Geschlecht angeborner Einfall, sondern schlechterdings eine geerbte und künstliche Sitte sein müsse. Alles, alles streitet für diesen Beweis: das Wesen des menschlichen Magens, der Haut und Haar, Steine und Erzadern, wie Pillen, Ströme von Schweifs und Blut, ganze Ladungen von Seufzern und Flüchen, wie gebrannte Wasser in sich schluckt; ... Die Analogie zwischen Fritz in der Purpurwiege und Fritz in *praesepio*, welche beiderseits weder mit hölzernen noch güldenen Löffeln essen gelernt haben würden, wenn ihnen nicht ihre Ammen oder Mütter den Brei ums offene Mäulchen geschmiert und das grofse Geheimnifs der Verdauung treulich abgewartet hätten ... (S. 28.): „Jene warmen Brüder des menschlichen Geschlechts, die Sophisten zu Sodom-Samaria ... welche die Pferde hinter den Phaeton spannen ... (S. 30.) „Wenn also

der Mensch dem allgemeinen Zeugnisse und Beispiele aller Völker, Zeiten und Gegenden zu Folge, nicht im Stande ist, von sich selbst und ohne den geselligen Einfluſs seiner Wärter und Vormünder, das heiſst, gleichsam *jussus* auf zwei Beinen gehen zu lernen, noch das tägliche Brod ohne Schweiſs des Angesichts zu brechen, am allerwenigsten aber das Meisterstück des schöpferischen Pinsels zu treffen: wie kann es jemanden einfallen, die Sprache, *cet art leger, volage, demoniacle* als eine selbstständige Erfindung menschlicher Kunst und Weisheit anzusehen?“

Sprechen der Magus und der Ritter nicht aus einem Munde? sagt letzterer nicht dasselbe zwei Mal, erst im göttlichen, dann im menschlichen Idiom? Wir können aber zum Ueberfluſs desselben Mundes „Selbstgespräch eines Autors“ belauschen, indem er sagt (S. 88.): „daſs der Mensch alles und folglich auch Sprache lernen müsse, daſs Lernen eben so wenig Erfindung als Wiedererinnerung sei, endlich daſs der Ursprung der Sprache zwar nicht göttlich, doch menschlich dem despotisch-dictatorischen Redegebrauch zufolge, aber überhaupt sehr natürlich sei.“

Aber durch das Anbequemen an den Redegebrauch, durch das Anbequemen Gottes an das menschliche Idiom wird der Widerspruch zwischen göttlich und menschlich nicht gelöst. Ich würde an Hamann hier Wortspielerei rügen, wenn ich nicht noch andere Einwendungen zu machen hätte. Zuerst würde Humboldt sagen, wer meinen kann, daſs der Mensch die Sprache, wie jede andere „Handlung, Fertigkeit und Kunst“ lerne, hat nichts vom Wesen der Sprache begriffen. Hiermit hat Hamann in der That doppelt gefehlt. Denn die Sprache ist weder einerseits mit allen freien, künstlichen oder mechanischen Erfindungen des menschlichen Geistes, noch andererseits mit den thierischen Verrichtungen des Leibes, dem Gehen, Essen, Zeugen, zusammenzustellen. Hamann hat den Gegensatz zwischen der Stoa und Epicur nicht gelöst, sondern hat die Fehler beider begangen; indem er beide in Communication brachte, hat er an beiden communicirt.

Wir fassen jetzt unsere Anklage gegen Hamann in seinen eigenen folgenden Worten zusammen; „Die Philosophen haben von jeher der Wahrheit dadurch einen Scheidebrief gegeben, daſs sie dasjenige geschieden, was die Natur zusammengefügt hat, und umgekehrt.“ Nach beiden Seiten hat Hamann gesündigt. Er hat erstlich zusammengeworfen was geschieden ist, und indem er behauptete, daſs der Mensch nur lerne, hat er jede Schöpfung, jede Erfindung dem Menschen geraubt; er hat Gott allein die Ehre gegeben, indem er den Menschen übersehen hat. Den Menschen herabsetzen ist aber Gotteslästerung, als habe Gott kein hohes menschliches, selbsterfindendes Wesen, sondern nur unter andern Thiergattungen auch die menschliche schaffen können. Dann aber hat er, wie sehr er auch sonst die Einheit des menschlichen Wesens festzuhalten strebt, und gegen Kant die Scheidung der Sinnlichkeit und reinen Vernunft bekämpft, doch wieder nicht eingesehen die Einheit von Offenbarung, Ueberlieferung und Vernunft, welche Einheit gerade in der Sprache, der „*Deipara* unserer Vernunft,“ wie sie Hamann nennt, von Humboldt nachgewiesen wurde.

Sollen wir endlich noch darauf Gewicht legen, daſs Hamann sagt (I, S. 103.): „Ist die Sünde nicht selbst die Mutter der Sprache gewesen, wie die Kleidung eine Wirkung unserer Blöſse?“ Dem würde es gar nicht widersprechen, daſs die Sprache die *Deipara* unserer Vernunft ist; denn ist nicht auch die Vernunft, die Erkenntniſs des Bösen und Guten, eine Folge der Sünde? — Doch auch hiermit hätten wir nichts gewonnen; denn „die Frage vom Ursprung des Uebels läuft auf ein Wortspiel und Schulgeschwätz hinaus.“ Hamann ist ja Spinozist! Seine Ansicht ist (I, S. 139.): „Gott selbst sagt: Ich schaffe das Böse. (S. 141.) Niemand ist gut als der einige Gott.“ Darum wundert er sich vielmehr, daſs wir „fähig sind, gut und glücklich zu sein.“

Monboddo, und die spätere Ansicht Herders.

Monboddo war unstreitig ein Mann von umfassender Kenntnifs der Natur wie der Geschichte, und besonders auch nicht blofs mit der Literatur der Alten sehr vertraut, sondern auch philosophisch gebildet, ein scharfer Denker. Trotzdem würden wir hier seines Werkes „Von dem Ursprunge und Fortgange der Sprache“ nicht gedenken, wenn es nicht den Deutschen auf Herders Veranlassung vorgeführt wäre. Es scheint als habe Herder durchaus zu keiner bestimmten Meinung über den Ursprung der Sprache kommen können. Den guten Anlauf in seiner ersten Abhandlung konnte er nicht inne halten; durch Hamanns mächtigen Einflufs auf ihn und durch eigene fromme Denkart ward er der Annahme des göttlichen Ursprungs zugeführt. Diese mufste dagegen seinem Verstande wenig zusagen, so dafs er sich dazu entschliefsen konnte, Monboddos verständigem Raisonnement „willig die Palme zu reichen.“ Denn wenn er auch manches an dessen Werke zu tadeln weifs, so mufs er doch bekennen: „Vorzüglich ist unserm Verfasser der Hauptzweck seines Werks, die Untersuchung vom Ursprung und den Fortschritten der Sprache gelungen.“ Und was lehrt Monboddo? Die Sprache sei eine durchaus menschliche Erfindung, gemacht, nachdem der Mensch nicht blofs gesellschaftlich überhaupt, sondern schon in politischer Verbindung lebte und manche andere Kunst gefunden hatte. Viele Geschlechter hindurch habe er sich mit der rohen

Sprache der Geberde und der unarticulirten Stimme begnügt und spät endlich die Töne articulirt und Sprache gebildet. Kurz Monboddo gehört trotz seiner historischen Gelehrsamkeit und seiner schönen Abhandlung von der Bildung der Ideen (d. h. allgemeinen Vorstellungen und Begriffe) durchaus der veralteten Anschauungsweise an, die Herder selbst bekämpft hatte.

Ungefähr gleichzeitig aber mit dieser Anerkennung der menschlichen Erfindung der Sprache spricht Herder in seinen Ideen zur Geschichte der Menschheit durchaus bestimmt und klar von der Sprache als von dem göttlichen Geschenk, durch welches allein die Bildung der Vernunft möglich geworden ist.

Hieraus ersehen wir aber nur noch einmal recht klar, was aus dem Vorhergehenden sich schon ergeben hatte, wie wenig mit diesen Benennungen „göttliches Gnadengeschenk, natürlich, menschlich“ wirklich gesagt ist; wie diese Begriffe in ihren Gegensätzen gar nicht festgehalten werden können und in einander überspielen. Sie stehen aber alle drei „dem selbstthätigen Hervorbrechen der Sprache“ wie Humboldt es erkannte, als einseitige Ansichten gegenüber. Mit ihnen verträgt sich wohl manche geistreiche, feine Bemerkung über die Sprache; aber das wahre, ganze Wesen derselben wird durch sie nicht erfaſst.

Herder sagt (Sämmtliche Werke, Stuttgart und Tübingen, 1827, V, S. 187.) „Das sonderbare Mittel zur Bildung der Menschen ist Sprache. Im Menschen, ja selbst im Affen, findet sich ein sonderbarer Trieb der Nachahmung, der keineswegs die Folge einer vernünftigen Ueberlegung, sondern ein unmittelbares Erzeugniſs der organischen Sympathie scheint. Wie eine Saite der andern zutönt, und mit der reinen Dichtigkeit und Homogeneität aller Körper auch ihre vibrirende Fähigkeit zunimmt: so ist die menschliche Organisation, als die feinste von allen, nothwendig auch am meisten dazu gestimmt, den Klang aller andern Wesen

nachzuhallen und in sich zu fühlen. Die Geschichte der Krankheiten zeigt, dafs nicht nur Affecte und körperliche Wunden, dafs selbst der Wahnsinn sich sympathetisch fortbreiten konnte.

„Bei Kindern sehen wir also die Wirkungen dieses Consensus gleichgestimmter Wesen im hohen Grade; ja, eben auch dazu sollte ihr Körper lange Zeit ein leicht zurücktönendes Saitenspiel bleiben. Handlungen und Geberden, selbst Leidenschaften gehen unvermerkt in sie über, so dafs sie auch zu dem, was sie noch nicht üben können, wenigstens gestimmt werden, und einem Triebe, der eine Art geistiger Assimilation ist, unwissend folgen. Bei allen Söhnen der Natur, den wilden Völkern, ist's nicht anders. Geborne Pantomimen, ahmen sie alles, was ihnen erzählt wird, oder was sie ausdrücken wollen, lebhaft nach, und zeigen damit in Tänzen, Spielen, Scherz und Gesprächen ihre eigentliche Denkart. Nachahmend nämlich kam ihre Phantasie zu diesen Bildern: in Typen solcher Art besteht der Schatz ihres Gedächtnisses und ihrer Sprache; daher gehen auch ihre Gedanken so leicht in Handlung und lebendige Tradition über.

„Durch alle diese Mimik indessen wäre der Mensch noch nicht zu seinem künstlichen Geschlechtscharakter, der Vernunft gekommen; zu ihr kommt er allein durch Sprache. Lasset uns bei diesem Wunder einer göttlichen Einsetzung verweilen: es ist aufser der Genesis lebendiger Wesen vielleicht das gröfseste der Erdschöpfung."

Drei Mächte streiten sich um den Menschen: Natur, Mensch und Gott. Herder zerreifst den Menschen in drei Theile: physische Organisation, Vernunft und Sprache — Es nehme sich jeder sein Stück: die Natur den Leib, der Mensch die künstliche Vernunft, Gott die Sprache. Da aber auch Natur und Kunst von Gott stammen, so fällt ihm am Ende doch wieder alles zu.

„Wenn uns jemand ein Räthsel vorlegte, wie Bilder des Auges und alle Empfindungen unsrer verschiedensten Sinne nicht nur in Töne gefafst, sondern auch diesen Tönen mit

inwohnender Kraft so mitgetheilt werden sollen, daſs sie Gedanken ausdrücken und Gedanken erregen: ohne Zweifel hielte man dies Problem für den Einfall eines Wahnsinnigen, der, höchst ungleiche Dinge einander substituirend, die Farbe zum Tone, den Ton zum Gedanken, den Gedanken zum malenden Schalle zu machen gedächte. Die Gottheit hat das Problem thätig aufgelöst. Ein Hauch unseres Mundes wird das Gemälde der Welt, der Typus unserer Gedanken und Gefühle in des andern Seele. Von einem bewegten Lüftchen hängt alles ab, was Menschen je auf der Erde menschliches dachten, wollten, thaten und thun werden: denn alle liefen wir noch in Wäldern umher, wenn nicht dieser göttliche Athem uns angehaucht hätte, und wie ein Zauberton auf unsern Lippen schwebte."

Wir liefen **noch** in Wäldern umher! Der Mensch ist also einst als ein stummes Thier in Wäldern umhergelaufen! Wie lange? Das ist gleich. Eines schönen Morgens hat Gott sich besonnen, daſs der Mensch sich den „künstlichen Geschlechtscharakter der Vernunft" zu schaffen habe und hat ihm dazu den göttlichen Athem angehaucht! Ich frage nicht, ist das vernünftig, ist das auch nur fromm? Um wie viel frömmer und vernünftiger übersetzt der chaldäische Uebersetzer die Worte Genesis 2, 7. Gott bildete den Menschen aus Staub von der Erde und blies in seine Nase den Othem des Lebens; und so ward der Mensch zum lebendigen Wesen (לנפש חיה): „und so ward der Mensch zum redenden Geiste" (לרוח ממללא)? Sogleich bei der Schöpfung ward er das. Der Mensch ohne Sprache ist ein Ungedanke, das hat Herder in seiner Abhandlung gezeigt.

Wenn man aber die Sache so ansieht, wie Herder es hier thut, wenn man den Menschen so zerstückt, dann wird freilich die Sprache „ein sonderbares Mittel." Er sagt weiter: „Wie sonderbar, daſs ein bewegter Lufthauch das einzige, wenigstens das beste Mittel unserer Gedanken und Empfindungen sein sollte! Ohne sein unbegreifliches Band mit allen, ihm so ungleichen Handlungen unserer Seele wären diese Hand-

lungen ungeschehen, die feinen Zubereitungen unsers Gehirns müſsig, die ganze Anlage unsers Wesens unvollendet geblieben, wie die Beispiele der Menschen, die unter die Thiere geriethen, und die Taubstummen zeigen." Ja, Gott ist sonderbar! Aber wäre nicht vielmehr dies das sonderbarste, daſs Gott dem Menschen ein so fein organisirtes, zu Kunst, Wissenschaft und Religion geeignetes Gehirn gegeben, und dennoch diesem Gehirn nicht zugleich auch die Kraft zu wirken verliehen haben sollte; sondern daſs es dazu erst noch einer besondern Mitgift, gewissermaſsen einer nochmaligen Schöpfung bedurft hätte! (S. 190.): „Nur die Sprache hat den Menschen menschlich gemacht, indem sie die ungeheure Fluth seiner Affecte in Dämme einschloſs, und ihr durch Worte vernünftige Denkmale setzte." Muſste aber diese Fluth nicht schon vorher eingedämmt sein, bevor der Mensch fähig war, Sprache anzunehmen? Auch dies muſste also von Gott erst geschehen. Aber war denn Gott unfähig, ihn mit einem Male so auszurüsten, wie er sein sollte? — Ohne Sprache fehlt dem Menschen die Sympathie mit seinem Geschlecht (das. IV. S. 163.). Setzt aber nicht die Möglichkeit zur Sprache diese Sympathie voraus?

Doch wozu diese Betrachtungen fortsetzen? Alles was Herder in seinen „Ideen zur Geschichte der Menschheit" über den göttlichen Ursprung der Sprache vorbringt, hat er in seiner Abhandlung selbst schon widerlegt. Diese trieb ihn freilich in die entgegengesetzte Ansicht: dieses Kreisen wollten wir nur nachweisen. Kehren wir jetzt zur Abhandlung zurück.

(S. 75.): „Der Brennpunkt ist ausgemacht, auf welchem Prometheus himmlischer Funke in der menschlichen Seele zündet — Beim ersten Merkmal ward Sprache; aber welches waren die ersten Merkmale zu Elementen der Sprache? Töne.

(S. 77.): „Die Natur tönte das Merkmal nicht bloſs vor, sondern tief in die Seele hinein!" aber bloſs in die menschliche,

nicht in die thierische; wie ging das zu? „es klang! die Seele haschte — da hat sie ein tönendes Wort!“ Ist das Haschen so leicht? — (S. 78.): „Nun lasset dem Menschen alle Sinne frei; er sehe und taste und fühle zugleich alle Wesen, die in sein Ohr reden“ — der Baum rauscht, der Bach murmelt, der West säuselt — „Himmel! Welch ein Lehrsaal der Ideen und der Sprache! Führet keinen Merkur und Apollo, als Opermaschinen von den Wolken herunter — Die ganze, vieltönige göttliche Natur ist Sprachlehrerinn und Muse! Da führet sie alle Geschöpfe bei ihm vorbei; jedes trägt seinen Namen auf der Zunge, und nennet sich, diesem verhüllten sichtbaren Gotte! als Vasall und Diener. Es liefert ihm sein Merkwort ins Buch seiner Herrschaft, wie einen Tribut, damit er sich bei diesem Namen seiner erinnere, es künftig rufe und genieſse.“ Bewies nicht Hamann, der mystische Ritter von Rosencreuz, ganz in derselben Weise den göttlichen Ursprung der Sprache? „Ich frage, ob je diese Wahrheit: eben der Verstand, durch den der Mensch über die Natur herrscht, war der Vater einer lebendigen Sprache, die er aus Tönen schallender Wesen zu Merkmalen der Unterscheidung sich abzog — ich frage, ob je diese trockne Wahrheit auf morgenländische Weise edler und schöner könne gesagt werden, als: Gott führte die Thiere zu ihm, daſs er sähe, wie er sie nennete! und wie er sie nennen würde, so sollten sie heiſsen! Wo kann es auf morgenländische, poetische Weise bestimmter gesagt werden: der Mensch erfand sich selbst Sprache! — aus Tönen lebender Natur! zu Merkmalen seines herrschenden Verstandes! und das ist was ich beweise.“ —

Der hebräische Mythos will in der That noch mehr sagen. Es ist orientalisch im Namen das Wesen des Benannten ausgedrückt zu sehen. Als sich Gott dem Moses offenbarte, fragte ihn dieser: wie sein Name sei? und Gott nennt keinen Namen, sondern deutet sein Wesen an (Exodus 3.). Ebenso, wenn Adam den Thieren Namen gibt, so drückt er damit das Verhältniſs aus, in welches er die Thiere zu sich versetzen will; er nimmt damit als Herrscher Besitz von ihnen

und weist ihnen ihre Bestimmung an. Aber keinem Thier gibt er seinen eigenen Namen; denn in keinem findet er seines Gleichen, keins ernennt er sich zum Genossen. Da schafft Gott das Weib; in ihr erkennt er sich, sein Wesen, und gibt ihr seinen Namen — Sprache — Gesellschaft — Ehe.

Wir wollen hier die Bemerkung eines aus einer „sonst nicht unsinnigen und aberwitzigen Nation" stammenden Rabbinen, dem aber dennoch Herder „aus christlicher Liebe" „allen gesunden Verstand abzusprechen" „das Recht" zu haben glaubt (Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts, S. 349.), mittheilen. Er faſst nämlich die biblischen Worte „und wie er sie nennen würde, so ihr Name" nicht in der einfachen Weise auf, mit Ergänzung der Worte „sollte sein," sondern: so war ihr Name, nämlich „im Gedanken Gottes, bevor Adam ihn aussprach." Adam sprach nur die Namen aus, die Gott schon gedacht hatte. Hamann, Herders Freund, nennt das *communicatio idiomatum*, und „Gott war das Wort." Nun bedenke man, was dem Orientalen „Name" und „Gottes Gedanken" bedeutet, und man wird sehen, wie kräftig hier der Rabbi die Einheit des Göttlichen und Menschlichen ausgesprochen hat.

Herder fährt fort (S. 92.): „aber nicht alle Gegenstände tönen; woher nun für diese Merkworte, bei denen die Seele sie nenne?" (S. 93.): Es ist der ganzen Analogie aller menschlichen Seelenkräfte entgegen, eine aus reiner Willkür ausgedachte Sprache." Aber (S. 94.) „Wie hängt Gesicht und Gehör, Farbe und Wort, Duft und Ton zusammen? — Nicht unter sich in den Gegenständen; aber was sind denn diese Eigenschaften in den Gegenständen? Sie sind bloſs sinnliche Empfindungen in uns, und als solche flieſsen sie nicht alle in Eins? Wir sind ein denkendes *sensorium commune*, nur von verschiedenen Seiten berührt — Da liegt die Erklärung.

„Allen Sinnen liegt Gefühl zum Grunde, und dies gibt den verschiedenartigsten Sensationen schon ein so inniges, starkes, unaussprechliches Band, das aus dieser Verbindung die sonderbarsten Erscheinungen entstehen. Mir ist mehr als

ein Beispiel bekannt, da Personen natürlich, vielleicht aus einem Eindruck der Kindheit nicht anders konnten, als unmittelbar durch eine schnelle Anwandlung mit diesem Schall jene Farbe, mit dieser Erscheinung jenes ganz verschiedene dunkle Gefühl, verbinden, was durch die Vergleichung der langsamen Vernunft mit ihr gar keine Verwandtschaft hat: denn wer kann Schall und Farbe, Erscheinung und Gefühl vergleichen? Wir sind voll solcher Verknüpfungen der verschiedensten Sinne." (S. 96.): „Bei sinnlichen Geschöpfen, die durch viele verschiedene Sinne auf einmal empfinden, ist diese Versammlung von Ideen unvermeidlich; denn was sind alle Sinne anders, als bloſse Vorstellungsarten einer positiven Kraft der Seele? Wir unterscheiden sie; aber wieder nur durch Sinne; also Vorstellungsarten durch Vorstellungsarten. Wir lernen mit vieler Mühe sie im Gebrauche trennen — in einem gewissen Grunde aber wirken sie noch immer zusammen. Alle Zergliederungen der Sensation sind Abstractionen: der Philosoph muſs einen Faden der Empfindung liegen lassen, indem er den andern verfolgt — in der Natur aber sind alle die Fäden ein Gewebe! — je dunkler nun die Sinne sind, desto mehr flieſsen sie in einander; und je ungeübter, je weniger man noch gelernt hat, einen ohne den andern zu gebrauchen, mit Adresse und Deutlichkeit zu brauchen; desto dunkler!"

(S. 97.): „Selbst das Gesicht war, wie Kinder und Blindgewesene zeugen, anfangs nur Gefühl. Die meisten sichtbaren Dinge bewegen sich; viele tönen in der Bewegung: wo nicht, so liegen sie dem Auge in seinem ersten Zustande gleichsam näher, unmittelbar auf ihm und lassen sich also fühlen. Das Gefühl liegt dem Gehör so nahe: seine Bezeichnungen z. E. hart, rauh, weich, wolligt, sammet, haarigt, starr, glatt, schlicht, borstig u. s. w., die doch alle nur Oberflächen betreffen, und nicht einmal tief einwürken, tönen alle, als ob mans fühlte: Die Seele, die im Gedränge solcher zusammenströmenden Empfindungen und in der Bedürfniſs war, ein Wort zu schaffen, griff und bekam vielleicht das Wort eines nachbarlichen Sinnes, dessen Gefühl mit diesem zusammen-

floſs, — so wurden für alle und selbst für den kältesten Sinn Worte."

Hierauf folgt eine sehr geistreiche Betrachtung des Gehörs als „des Verbindungsbandes der übrigen Sinne." Es liegt nach allen Seiten betrachtet in der Mitte zwischen Tast- und Gesichts-Sinn. Es ist also der mittlere Sinn:

1) „An Sphäre der Empfindsamkeit von auſsen." Das Gehör wirkt weder in der unmittelbaren Nähe, wie das Gefühl, noch so in die unendliche Ferne, wie das Gesicht. Jenes beschränkt, dieses zerstreut.

2) „An Deutlichkeit und Klarheit" (S. 101.) „Wie dunkel ist das Gefühl! es wird übertäubt. Es empfindet alles in einander. Da ist mit Mühe ein Merkmal der Anerkennung abzusondern." „Das Gesicht wiederum ist so helle und überglänzend, es liefert eine solche Menge von Merkmalen, daſs die Seele unter der Mannigfaltigkeit erliegt."

3) „In Ansehung der Lebhaftigkeit" (S. 102.). „Das Gefühl überwältigt: das Gesicht ist zu kalt und gleichgültig; jenes dringt zu tief in uns, als daſs es Sprache werden könnte; dies bleibt zu ruhig vor uns. Der Ton des Gehörs dringt so innig in unsere Seele, daſs er Merkmal werden muſs; aber noch nicht so übertäubend, daſs er nicht klares Merkmal werden könnte."

4) „In Betracht der Zeit, in der es würkt. Das Gefühl wirft alles auf einmal in uns hin: es regt unsere Saiten stark, aber kurz und springend; das Gesicht stellt uns alles auf einmal vor, und schreckt also den Lehrling durch die unermeſsliche Tafel des neben einander ab ... Das Gehör zählt uns nur einen Ton nach dem andern in die Seele."

5) „In Absicht des Bedürfnisses sich auszudrükken ... Das Gefühl geht so sehr unser Selbst an! es ist so eigennützig und in sich gesenkt ... Um so weniger darfs ausgesprochen werden: das Gesicht ist unaussprechlich; allein was brauchts sogleich ausgesprochen zu werden? Die Gegenstände bleiben! sie lassen sich durch Winke zeigen! Die

Gegenstände des Gehörs aber sind mit Bewegung verbunden: sie streichen vorbei . . . sie müssen ausgesprochen werden.

6) „In Absicht seiner Entwickelung. Gefühl ist der Mensch ganz: der Embryon fühlt: das ist Stamm der Natur, aus dem die zärtern Aeste der Sinnlichkeit wachsen und der verflochtene Knäuel, aus dem sich alle feinere Seelenkräfte entwickeln. Wie entwickeln sich diese? Wie wir gesehen, durchs Gehör, da die Natur die Seele zur ersten deutlichen Empfindung durch Schälle wecket — Also gleichsam aus dem dunkeln Schlaf des Gefühls wecket, und zu noch feinerer Sinnlichkeit reifet."

(S. 107.) „Wollte jemand nach allen Beobachtungen, noch diese Bestimmung des Menschen zum Sprachgeschöpfe läugnen, der müfste aus dem Beobachter der Natur erst ihr Zerstörer werden! Alle angezeigte Harmonien in Mifstöne zerreifsen; das ganze Prachtgebäude der menschlichen Kräfte in Trümmern schlagen." Herder selbst hat es gethan:

Du hast sie zerstört,
Die schöne Welt — —
Sie stürzt, sie zerfällt!

Herder hat seine Anklageschrift geschrieben vor seinem Vergehen.

Er zeigt endlich, dafs „die Sprache auch genau so ist," wie sie nach der dargelegten Natur des Menschen hat entstehen müssen (S. 108 ff.).

„1) Je älter und ursprünglicher die Sprachen sind: desto mehr wird diese Analogie der Sinne in ihren Wurzeln merklich!"

„2) Je älter und ursprünglicher die Sprachen sind, desto mehr durchkreuzen sich auch die Gefühle in den Wurzeln der Wörter" (S. 110.).

„3) Je ursprünglicher eine Sprache ist, je häufiger solche Gefühle sich in ihr durchkreuzen; desto weniger können diese sich genau und logisch untergeordnet sein. Die Sprache ist reich an Synonymen: bei aller wesentlichen Dürftigkeit hat sie den gröfsten unnöthigen Ueberflufs" (S. 117.).

„4) So wie die menschliche Seele sich keiner Abstraction aus dem Reiche der Geister erinnern kann, zu der sie nicht durch Gelegenheiten und Erweckungen der Sinne gelangte: so hat auch keine Sprache ein Abstractum, zu dem sie nicht durch Ton und Gefühl gelangt wäre. Und je ursprünglicher die Sprache, desto weniger Abstractionen, desto mehr Gefühle“ (S. 122.).

Der fünfte Canon ist sehr *cum grano salis* zu verstehen, und vielleicht gerade so, wie Herder ihn verstanden hat, durchaus falsch. Doch wir wollen ihn mittheilen: „Da jede Grammatik nur eine Philosophie über die Sprache, und eine Methode ihres Gebrauchs ist: so muſs je ursprünglicher die Sprache, desto weniger Grammatik in ihr sein“ (das Umgekehrte wäre mindestens eben so richtig), „und die älteste ist bloſs das vorangezeigte Wörterbuch der Natur“ (S. 129.). Die hier von Herder angeführten Thatsachen sind nicht ganz richtig gedeutet.

Wir kommen zum zweiten Theil der Abhandlung: „Auf welchem Wege der Mensch sich am füglichsten hat Sprache erfinden können und müssen?“ — „Die Natur gibt keine Kräfte umsonst. Wenn sie also dem Menschen nicht bloſs Fähigkeiten gab, Sprache zu erfinden, sondern auch diese Fähigkeit zum Unterscheidungscharakter seines Wesens, und zur Triebfeder seiner vorzüglichen Richtung machte: so kam diese Kraft nicht anders als lebend aus ihrer Hand, und so konnte sie nicht anders als in eine Sphäre gesetzt sein, wo sie würken muſste.“ Es werden nun die Hauptgesetze dargelegt, nach denen die Sprache sich entwickelt hat.

„1) Der Mensch ist ein freidenkendes, thätiges Wesen, dessen Kräfte in Progression fortwürken; darum sei er ein Geschöpf der Sprache!“ Dieses „darum“ ist sehr lose. Es wird nur gezeigt, daſs, von dem Erwachen der Reflexion und also dem ersten Worte an, Gedanke und Sprache sich gleichmäſsig

fortentwickeln, während der Instinct der Thiere sich nie weiter bildet. Es ist die Ausführung des Aristotelischen: man lernt etwas thun, indem man es thut. Der Mensch entwickelt seine Sprache, indem er spricht. Er weist die lächerlichen Vorstellungen zurück von Verbesserung der Sprachen mit Reflexion und Philosophie. „Wissen wir denn nicht, dafs eben in den Winkeln der Erde, wo noch die Vernunft am wenigsten in die feine, gesellschaftliche, vielseitige, gelehrte Form gegossen ist, noch Sinnlichkeit, und roher Scharfsinn, und Schlauheit, und muthige Würksamkeit, und Leidenschaft und Erfindungsgeist — die ganze ungetheilte menschliche Seele am lebhaftesten würke? ... Da, nur da zeigt sie Kräfte, sich Sprache zu bilden und fortzubilden! Da hat sie Sinnlichkeit und gleichsam Instinct genug, um den ganzen Laut und alle sich äufsernde Merkmale der lebenden Natur so ganz zu empfinden, wie wir nicht mehr können: und wenn die Besinnung alsdenn Eins derselben lostrennt, es so stark und innig zu nennen, als wirs nicht nennen würden. Je minder die Seelenkräfte noch entwickelt und jede zu einer eigenen Sphäre abgerichtet ist: desto stärker würken alle zusammen: desto inniger ist der Mittelpunkt ihrer Intensität" (S. 167.). „Da gebar sich Sprache mit der ganzen Entwicklung der menschlichen Kräfte" (S. 168.).

„2) Der Mensch ist in seiner Bestimmung ein Geschöpf der Heerde, der Gesellschaft: die Fortbildung einer Sprache wird ihm also natürlich, wesentlich, nothwendig" (S. 170.). Herder spricht hier von der Ehe und dem Familienleben. Das Kind erbt den Sprachschatz der Eltern und hinterläfst ihn durch eigenen Erwerb vermehrt seinen Kindern.

„3) So wie das ganze menschliche Geschlecht unmöglich eine Heerde bleiben konnte: so konnte es auch nicht eine Sprache behalten. Es wird also eine Bildung verschiedener Nationalsprachen" (S. 187.). „Im eigentlichen metaphysischen Verstande ist schon nie eine Sprache bei Mann und Weib, Vater und Sohn, Kind und Greis möglich ... So wenig als es zween Menschen ganz von einerlei Gestalt und Gesichts-

zügen: so wenig kann es zwo Sprachen, auch nur der Aussprache nach, im Munde zweener Menschen geben, die doch nur eine Sprache wären. Jedes Geschlecht wird in seine Sprache Haus- und Familienton bringen ... Clima, Luft und Wasser, Speise und Trank werden auf die Sprachwerkzeuge und natürlich auch auf die Sprache einfliefsen. Die Sitte der Gesellschaft und die mächtige Göttinn der Gewohnheit werden bald nach Geberden und Anstand diese Eigenheiten und jene Verschiedenheit einführen — ein Dialekt ... Das war nur Aussprache. Aber Worte selbst, Sinn, Seele der Sprache — welch ein unendliches Feld von Verschiedenheiten." „Je lebendiger eine Sprache; je näher sie ihrem Ursprunge, und also noch in den Zeiten der Jugend und des Wachsthums ist: desto veränderlicher." „Die Sprache wird ein Proteus auf der runden Oberfläche der Erde." Herder läfst die Menschen von einem Paare abstammen. „Die Trennung der Familien in abgesonderte Nationen geht gewifs nicht nach den langweiligen Verhältnissen von Entfernung, Wanderung, neuer Beziehung u. dgl. ... Der Grund der Verschiedenheit so naher kleiner Völker in Sprache, Denk- und Lebensart ist gegenseitiger Familien- und Nationalhafs."

„4) So wie nach aller Wahrscheinlichkeit das menschliche Geschlecht ein progressives Ganze von einem Ursprunge in einer grofsen Haushaltung ausmacht: so auch alle Sprachen, und mit ihnen die ganze Kette der Bildung" (S. 203.) „Der sonderbare charakteristische Plan ist bemerkt, der über einen Menschen waltet: seine Seele ist gewohnt, immer das, was sie sieht, zu reihen mit dem, was sie sahe, und durch Besonnenheit wird also ein progressives Eins aller Zustände des Lebens — mithin Fortbildung der Sprache. — Der sonderbare charakteristische Plan ist bemerkt, der über ein Menschengeschlecht waltet, dafs durch die Kette des Unterrichts Eltern und Kinder Eins werden, und jedes Glied also nur von der Natur zwischen zwei andere hingeschoben wird, um zu empfangen und mitzutheilen — dadurch wird Fortbil-

dung der Sprache. — Endlich geht dieser sonderbare Plan auch aufs ganze Menschengeschlecht fort; und dadurch wird eine Fortbildung im höchsten Verstande, die aus den beiden vorigen unmittelbar folgt.“ Dies ist Herders Humanitäts-Idee. „Kein Gedanke, keine Erfindung, keine Vervollkommnung, die nicht weiter, fast ins Unendliche reiche. So wie ich keine Handlung thun, keinen Gedanken denken kann, der nicht auf die ganze Unermeſslichkeit meines Daseins natürlich hinwürke; so nicht ich und kein Geschöpf meiner Gattung, was nicht mit jedem auch für die ganze Gattung und für das fortgehende Ganze der ganzen Gattung würke ... der erste Gedanke in der ersten menschlichen Seele hängt mit den letzten in der letzten menschlichen Seele zusammen.“

Schluſs.

Sollen wir nun zum Schlusse noch aussprechen, wie hoch Humboldt über Herder und Hamann steht? — Herder — geistreich, aber ein schwankendes Rohr; mit manchem schönen Blick in das menschliche Wesen, den er aber nicht ausbeutet. Hamann — fromm; aber weder im Humor noch in der Mystik erhaben über seine Zeit. Humboldt — wie ist er tief in das menschliche Wesen eingedrungen! Und ist er auch nicht bis zum Ziele vorgeschritten, so hat er es doch gezeigt und hat den Weg gebahnt.

Herder hat, wie man sieht, vielleicht schon alle Punkte berührt, die Humboldt hervorgehoben hat. Aber Herder hat sie eben nur berührt, ist geistreich darüber hin gefahren. Er hat die Gegensätze nicht in ihrem Ernst erfaſst, hat mit ihnen nur geistreich oder mystisch gespielt: die Natur ist „göttlich“ (S. 65.) und der Mensch „Gott“ und sind doch nur Natur und nur Mensch, nicht Gott. Und weil er mit ihnen spielte, ward er ihr Spiel. — Humboldt hat mit scharfer Dialektik die Widersprüche aufgedeckt, hat genau die Tiefe und Breite der Kluft ermessen, die unsere Forschung auszufüllen hat. Weil er sich nicht, wie Hamann, blind in die Gottheit stürzt,

schaut er mehr von ihr; weil er zuerst den Menschen ehrt, gibt er Gott, was Gottes ist.

Wie hart auch alles scheinen mag, was wir in unserer „Classification der Sprachen“ S. 13—52. über Humboldt gesagt haben, man lasse doch dabei nicht aufser Acht, dafs wir hinzugefügt haben (S. 20.): Humboldt war ein Genie. Darum gerade gibt es nichts Lehrreicheres, nichts, was sicherer und leichter zur Wahrheit führt, als Humboldts Mängel aufzusuchen. Humboldt ist dunkel, wo die Sache unerhellt geblieben ist; man mache Humboldt klar, und Licht breitet sich zugleich über die Sache. Freilich wohl ist nicht alles tief, was dunkel ist, und auch die Tiefe an sich ist nicht dunkel; aber sie ist es doch, so lange man nicht ihren Grund erreicht hat. Einzig von ihm hinaufschauend erscheinen die Dinge hell. Humboldts Dunkelheit rührt daher, weil er in die Tiefe blickte, aber nicht bis zum Grunde gelangte. So lafst uns nur auf seinem Wege, an seiner Hand, weiter vordringen; mit jedem Schritt erhalten wir mehr Licht. Darum ist Humboldt ein Genie, weil er die Sache, die Sprachwissenschaft, mit seiner Person identificirt hat, so dafs es gleich ist, ihn oder Sprachwissenschaft zu studiren, ja dafs die Aufklärung eines noch dunkeln Satzes in ihm ein Fortschritt in ihr ist.

Grofs ist Humboldt durch das, was er gethan hat; eben so grofs ist er durch das, was er uns als Aufgabe hinterlassen hat.









